

PHILOSOPHISCHE
UNTERHALTUNGEN.

ZWEITER BAND.



J E N A ,
IN DER ACADEMISCHEN BUCHHANDLUNG.
1 7 9 0.

PHILOSOPHISCHE
UNTERSUCHUNGEN

ZWEITE HANDE

WILHELM

VERLAG

BERLIN

1890

DRUCK

VERLAG

BERLIN

1890

DRUCK

VERLAG

BERLIN

1890

DRUCK

VERLAG

BERLIN

1890

DRUCK

INHALT.

Ueber die Aufnahme, die diese Unterhaltungen bei der Leipziger gelehrten Zeitung, und bei der allgemeinen Litteraturzeitung gefunden haben. Seite 3

Die Schöne vom Lande, ein Drama in drei Aufzügen. 45

Der Idealist, widerlegt durch sich selbst. 117

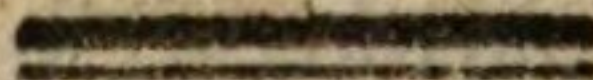
Ueber den ontologischen Beweis des Daseyns Gottes. 164

*

Ueber

I N H A L T.

Ueber das Journal der Moden.	Seite 171
Ein seltener Zoophyt.	190
Ueber einige neuere englische Kupfer.	209
Singedichte.	228



ÜEBER

UEBER DIE AUFNAHME, DIE
DIESE UNTERHALTUNGEN
BEI DER LEIPZIGER GELEHR-
TEN ZEITUNG UND BEI DER
ALGEMEINEN LITTERATUR-
ZEITUNG GEFUNDEN HABEN.

Man sollte glauben, daß die Beurthei-
lung der Geisteswerke nun endlich,
da sie ein so allgemeines Geschäft ist, zu dem
Grade der Vollkommenheit gediehen sey, in
welchem sie den Wissenschaften und dem gu-
ten Geschmacke wahrer Vorthail seyn könnte,
daß nun endlich der beurtheilte Autor vor
seinem Beurtheiler stehen und auch den Ta-
del desselbigen ohne Widerwillen anhören
könnte, daß aus derjenigen Classe der Men-
schen, die an Edelmuth allen andern ein

Beispiel feyn folte, nun endlich die Büberei verbant fey, die nur durch Verunglimpfung Bekantschaften errichtet, aber dies alles glaube man ja nicht. Das Schikfal, welches das vorhergehende erste Bändgen dieser Unterhaltungen in zwei gelehrten Zeitungen gehabt hat, hat von allem das Gegentheil von neuen beftätiget. Keiner dieser Recenfenten hat mich zu einer Unterhaltung über beurtheilte Gegenstände eingeladen, der eine, der in der Litteraturzeitung, ift fogar äußerst fchlecht, dennoch mus ich ein Wort über fie reden, theils um jenem, der noch auf den rechten Weg geleitet werden könnte, einige freundschaftliche Winke zu geben, und dem abfcheulich fchlechten die Hände zu binden, theils um überhaupt diese Unterhaltungen, die eine allerdings edle Abficht haben, wider den Muthwillen der Bosheit und des Dünkels zu fichern. Man beurtheile diese Schrift, man beurtheile fie mit aller Strenge, aber man beurtheile fie nach den Gefetzen, nach welchen wiffenschaftliche Gegenstände und Werke des Geschmaks beurtheilet werden müffen, und

und sey nicht ein Verwüster. Erlaubt der enge Raum der Blätter eine polemische Ausführlichkeit nicht, so zeige man doch nur, worin die Einheit eines jeden Stükes bestehe, in was für einer Ordnung der Autor die Theile seines Ganzen vereinigt habe, mit was für Gründen er die Behauptungen, worauf alles ankömmt, unterstützt habe, und kurz den Gang der Meditation. Das sind die Hauptgeschäfte eines Recensenten. Hat er diesen Pflichten nicht auf das pünctlichste Genüge geleistet, so darf er sichs gar nicht einfallen lassen zu polemifiren, hat er sie vollbracht, ey nu so kan er das polemifiren auch gar unterlassen, kan es dem Leser seines Blattes überlassen, und er ist darum nicht weniger ein braver Man. Hieraus wird man erkennen, dafs ich schon viel gebe, wenn ich spreche, dafs unter hundert Recensenten kaum fünf ächte find. Nur ein sehr geübter Denker kan ein ächter Recensent seyn. Wie machen es denn die geschäftigen Altagsherren? Wer weis es nicht? Fürwahr es ist Sünd und Schande. Kaum ist der Titel abgeschrieben, so geht es an — S. 2 steht — Recensent versteht das nicht. S. 5

steht — Götter! Der Mensch sol nicht von außen herein, sondern von innen heraus denken? Götter! Barbarossa, Styx, höllische Grazien, komt zu Hülfe! Recensent wird tol. S. 9 steht — solch ein Gemisch ist die ganze Abhandlung, Recensent mag sie gar nicht lesen. Beinah war ich schon zu dem saubern Herrn in der allgemeinen Literaturzeitung, Numero 90^a gekommen. Dieser mus noch ein wenig warten.

Mein Leipziger Herr Recensent hat das Vorrecht. Dieser ist nicht ganz so, wie jener. Ich wil darum sogleich zeigen, was er als Recensent geleistet hat, was er für Blöfen gegeben hat, und warum ich mich nicht, um ihm da, wo er nicht fortkommen konte, den Weg zu zeigen, zu einer Unterhaltung mit ihm entschliessen kan. Die Recensentenpflichten hätte dieser Herr vielleicht geleistet, wenn er hinlänglich darüber unterrichtet gewesen wäre. An der ersten Untersuchung hatte er sich vorgenommen sein Heil zu versuchen, da hat er auch gezeigt, quid valeant humeri. Mit gänzlicher Verleugnung seiner Schule musste er meinen Hauptge-

gedanken angeben, mußte nun die Ordnung zeigen, nach welcher ich ihn ausgeführt habe, und dann aus den Beweisen, durch welche ich meine Behauptungen unterstütze, das Wesentlichste ausheben; aber er, gedrungen von allerhand Vorstellungen, die den Gedanken, die meine Untersuchung veranlaßte, nicht einen Augenblick weichen wolten, fängt sogleich an zu polemifiren, springt bald da bald dort hin, kan sich in sich selbst nicht finden, und wird unwillig über mich, spricht, man könnte mit mir nicht übereinkommen, klagt, ich führte ihn in einem Kreise herum, damit er taumeln solte, und was dergleichen Schmeicheleien mehr sind, die Gleichungsformeln $oo = \omega$, $a^a = a$, a hält er für die bequemste Dialectic, mit diesen macht er, mir nichts dir nichts, meinen Beweisen den Proceß, der geneigte Zeitungsleser, denkt er, wird den Beweis schon suchen, wenn er ihn wil kennen lernen, und so spielt er über meine erste Untersuchung eine Verwirrung von sieben bis acht Seiten den Lesern seiner Zeitschrift in die Hände, denen es, wenn sie aufhören zu lesen, wie den Träumenden ist, wenn sie erwachen. Bei den Gesprä-

chen über die Sitlichkeit des Zweikampfes ist die Recensentenpflicht ganz vernachlässiget worden. Die Veranlassung ist so verworren angegeben worden, daß diejenigen, die sie nur aus dieser Anzeige wissen, keine andern als ganz schiefe Vorstellungen davon haben können. Die Entscheidung selbst ist unberührt geblieben. Bei der dritten Unterhaltung ist die Nachlässigkeit des Recensenten auf dem höchsten Grade. Wer kan diese Unterhaltung gelesen haben, und noch sprechen, der zweite Paragraph der Prolegomenen habe mir Anlas dazu gegeben? Solchemnach ist in der ganzen Recension von den Recensentenpflichten nicht eine einzige recht entrichtet worden. Ich komme nun zu den Blößen, die der Recensent darin giebt. Schon auf der ersten Seite seines Blattes schreibt er eine Lüge, die ich ihm, wenn ich nicht schonte, sehr hoch anrechnen könnte. Ich führe auf der siebenten und achten Seite meiner Untersuchung über die Seelenkraft eine Stelle aus Leibniz an, und füge folgende Erinnerung hinzu — „damit man den wahren Sin dieser Stelle fasse, erinnere ich, daß man den Ausdruck *gleichgültig* nicht in der Bedeu-

Bedeutung nehme, die er in den neuern Systemen hat, wo man den Zustand der Gleichgültigkeit von dem Zustande des Gleichgewichtes unterscheidet. Gleichgültigkeit und Gleichgewicht sind hier einerlei. „ Und mein Recensent, der macht seinen Lesern weis, ich hielt Gleichgewicht der Bewegungsgründe und Gleichgültigkeit der Seele für einerlei. Solte man denn nicht, wenn es also gehen sol, der ganzen Zeitungschreiberei heute noch einen Stillstand gebieten? Der in der Litteraturzeitung, Num. 90a, hat mir ähnliche Streiche gespielt, und jenem werde ich einen andern Proces machen, jenen werde ich für einen offenbaren Schriftverfälscher erklären. Dem Leipziger wil ich diese Lüge nur als Nachlässigkeit anrechnen, und wil ihn ermahnen, daß er Schriften, die er beurtheilen sol, nicht lese wie ein Schlaftrunkener. Ich hoffe, er wird der Schonung, mit welcher ich ihn behandle, mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als meinen Unterhaltungen. So viel von dem ersten Fehlritte dieses Recensenten. Da er mich nun einmal beschuldiget hat, ich hielt

Gleichgewicht und Gleichgültigkeit für einerlei, wil er in aller Geschwindigkeit auch etwas von seiner Seelenwissenschaft anbringen, wil mich eines andern belehren, giebt seiner Belehrung ein Fragzeichen, und fragt also — „Kan denn aber, und hat nicht oft genug Gleichgültigkeit der Seele stat beim ungleichen Gewichte der Bewegungsgründe?“, Hierbei mus ich dem Recensenten zuerst einen grammatischen Wink geben. Das Zeitwort *kan* ist nur ein Modificationswörtgen, und mus darum immer ein anders entweder ausdrücklich oder doch leicht versteckt bei sich haben, das dadurch modificiret wird; z. B. kanst du denken? oder er kan und wil es thun. In den Fällen, wo ihm ein Nennwort beigefügt ist, kan der Ausdruck sehr leicht hart werden; z. B. kanst du Deutsch? Genug, so einsam, so verlassen, wie dieses gute Wörtgen in dieser Stelle da ist, ist es ganz müßig. Ein Glück ist es für den Recensenten, das man durch Wegschmeißung der drei Wörter *kan denn aber* der Stelle das Unförmliche nehmen, und aus den übrigen noch erkennen kan, was er wil. Die besondere Ursache, warum ich ihm diesen Wink gegeben habe,

habe, werde ich ihm vielleicht hernach sagen. Jetzt wil ich ihm nur auf seine belchrende Frage antworten, daß er gar nicht weis, worin die Gleichgültigkeit der Seele bestehe, denn wenn die Seele Bewegungsgründe abwägt, ist sie schon lange nicht mehr in dem Zustande der Gleichgültigkeit. Nicht besser kent er die Vorstimmungen des Harmonisten und des Deterministen, wenn er, sie zu rechtfertigen, also spricht — „müssen doch nich alle Mittelursachen und Effecte necessitirende seyn, und eben so wenig sollen diese Vorstimmungen in dem Innern der Kraft als Kraft ihren Grund haben, sondern in den Gegenständen und ihren gewirkten Vorstellungen, ohne deswegen die Freiheit zur Wahl zu zwingen.“ Ueber einen solchen Sachführer schlägt der Harmonist die Hände über den Kopf zusammen. Er wil ihn vertheidigen und raubt ihm sein Eigenthum. Wenn der Harmonist nicht mehr behauptet, daß die Vorstimmungen in dem Innern der Kraft ihren Grund haben, ist er kein Harmonist mehr. Das Innere der Kraft ist der Mittelpunkt jener Hypothese, und überhaupt wenn man in dem ganzen determini-

terministischen Systeme einmal auf die Frage von den Vorstimmungen gekommen ist, ist man ganz in dem Innern der Kraft. Ich habe auch hiervon diesmal genug gesagt, denn ich wil nur dem Recensenten die Gebrechen seiner Recension vor die Augen stellén. Unter den vielen findet sich auch ein wortreicher Beweis. Jedoch ich wil bei einer leichten Sache kein Nachdenken verursachen; einer meiner Beweise scheint dem Recensenten wortreich. Zum Glück hat er hier doch wenigstens die Seitenzahl beigefügt. Ich kan nicht umhin diesen Beweis der Länge nach von Wort zu Wort hier einzurücken. Um zu beweisen, daß die Denkkraft und die Freiheit nur Charactere einer und der nämlichen Kraft sind, bilde ich diese Schlussfolge — „Die Freiheit äußert sich einzig und allein in den der Denkkraft eigenthümlichen Wirkungen, und die Denkkraft ist bei der ersten Bildung jedes einzelnen Begriffes sowohl als bei der Volziehung ihrer Wahl vollständig thätige Freiheit, daraus schliesse ich, daß es Charactere einer und der nämlichen Kraft sind.“ Ich frage einen Denker, der aber auch ein Kenner des Vortrags seyn mus, ob ich nicht,
wenn

wenn ich eine Schule hätte, meinen Schülern an diesem Beweise, als an einem Muster, zeigen könnte, wie sich mehrere Beweise in einen zusammen drängen lassen, und wie man bei dem Vortrage das Mechanische der Syllogistic, das sich mit der Schönheit nicht verträgt, vermeiden könne, ohne der Deutlichkeit zu schaden. Auf was für einer Stufe mus derjenige stehen, der diesen Beweis wortreich findet! Wer die Gedanken nicht fassen kan, dem sind freilich drei bis vier Worte belästigend. Kan mir der Recensent in diesem Beweise ein einziges müßiges Wörtgen zeigen, so sol er drei Ducaten dafür haben, wenn ich sie auch borgen müßte, kan er das nicht, so ist er mir so viel Ducaten schuldig, als der Beweis Sylben enthält, ausstechen mus er aber, wenns zum bezahlen kömt, keine, sonst nente ich ihn oben drein einen Sylbenstecher. Nicht genug; nach einer Spöttelei über meinen Beweis fährt der Recensent fort, es sey unangenehm, daß ich in dem Verfolge einer so schweren Untersuchung in eine glänzende Declamation verfiel, so daß man am Ende nicht wüßte, was ich mit allen den schönen Worten haben wolte.

Nu

Nu gut, ich wil es ihm noch einmal sagen, denn in der Unterhaltung ist es ihm auch schon gesagt worden. Ich kam von dem ersten Character der Geisteskraft, von der Freiheit, auf den zweiten, das Vermögen zu denken, das von denen, die mehrere Kräfte in der Seele annehmen, Denkkraft genennet wird. Hier mußte ich es zuerst mit denjenigen Psychologen aufnehmen, die unter den Namen Denkkraft und Freiheit zwey verschiedene Seelenkräfte lehren. Diesen setze ich den hier eingerückten Beweis, den wortreichen, entgegen. Dieser Beweis enthält zwei Glieder, das zweite ist durch die vorhergehende Aufklärung über die Freiheit außer allen Zweifel gesetzt, wider das erste konten mir von Seiten der wollenden Kraft Einwendungen gemacht werden, diese berühre ich, und erwiedere sie so, daß ich den Willen nur für ein Kunstwort erkläre. — Das war leicht gesagt; wo war der Beweis? — Stil nur! Meine Untersuchung über den zweiten Character der Geisteskraft zu verfolgen, trage ich noch einmal, um recht deutlich zu seyn, den Hauptgedanken vor, den ich jetzt ausführen wil, „das Vermögen zu denken“

denken bestimmt den wesentlichen Endzweck unserer Geisteskraft. — Aber auch dieser Wahrheit nimt das Luftgebäude der so genannten wollenden Kraft alles Licht. „Nun fange ich sogleich an, das System von dem Willen, als Kraft, zu widerlegen. Was für Bedenklichkeiten mußte ich mir bei diesem Schritte machen! Was für Klagen mich entschließen anzuhören! Hier konnte ich, wenn ich wolte, nicht nur ganze Reden einschalten, sondern auch Oden und Elegien, Lustspiele und Trauerspiele, und was ich aus der ungeheuern Menge Zweifel, Bedenklichkeiten und Klagen aufnehme, nimt kaum ein halbes kleines Octavseitgen ein. Das ist die glänzende Declamation. Nun weis doch der Recensent, wie unzertrenlich sie zur Sache gehört? Noch auf dem nämlichen Octavseitgen fahre ich also fort — „Einwendungen dieser Art würden mir allerdings viel zu schaffen machen. Ich wil lieber allen auf einmal, den feichten und unlautern sowohl, als den stärkern zuvorkommen. „Kan ich ihm denn deutlicher sagen, was ich mit den schönen Worten haben wil? Er wolte gern alle Recensentenformeln anbringen, die Stilformeln

meln fehlten noch, und hier flossen ihm einige aus der Feder. Er gefällt sich dabei, so daß die Formeln zur Erweiterung werden. Die Blümgen, meint er, schikten sich nicht für ernste Weise, sondern für die Pariser Sträufermädgen. Und auch über die Pariser Sträufermädgen philosophirt er schief. Nach seiner Aeuserung müßte sich ein Pariser Sträufermädgen zu dem ernstesten Weisen verhalten wie eine Eichel zu einem Stettiner Apfel, und fürwahr sie verhalten sich zu einander wie Braut und Bräutigam. Die Pariser Sträufermädgen sind, wenn es anders welche dort giebt, die Krone der Schönen von Paris, es sind Schönen, die ihre Niepes nicht bei dem Modehändler borgen, sondern am Veilchenhügel pflücken, vom Rosenstrauche brechen, die sich also mit dem Schmucke schmücken, den ihnen der Weise empfiehlt, und in welchem allein sie dem Weisen gefallen. Ueberhaupt über den Stil spricht sichs am besten mit Autoren, die selbst Meister sind. Namenlose Tadler, die, wenn sie herausgefordert würden, nichts als einige dürre, mit Fehlern und Mängeln überstreute Recensionen vorzeigen könnten, lassen hierüber

über niemals Gerechtigkeit wiederfahren, können auch nicht. Wer bist du, der durich-
test? Gefällt dir das urtheilen, so mus dir
auch der Wetstreit gefallen. Nur eine ein-
zige speculative, nach der strengsten Ord-
nung gedachte und doch schön geschriebene
Abhandlung möchte ich von dir lesen. Ich
würde sie in diesen Unterhaltungen beurthei-
len, und meine Beurtheilung würde dir ge-
wis keine Klagen über Ungerechtigkeiten
auspressen. Das sind, fürwahr, nur die
größten Fehler, die mein Leipziger Recen-
sent in der Beurtheilung meiner ersten Unter-
haltung begangen hat. Bei den Gesprächen
über die Sitlichkeit des Zweikampfes macht
er nur über etwas dort Zufalliges einige Er-
innerung. Ich komme in dem ersten Gesprä-
che auf die Lehre von der Zulassung der Sün-
de, nenne sie eine abscheuliche Lehre, und
beweise, daß die Zulassung der Sünde Got
unmöglich ist. Den Beweis für diesen Satz
führe ich aus der Natur der Freiheit und aus
dem Begriffe der bösen Handlung. Der Re-
censent hält diesen zwiefachen Beweis für ei-
nen vierfachen, und schreibt zu jedem ins-
besondere eine Glosse. Zuletzt bringt er sei-

ne Lieblingscritic an. Es gefällt ihm ungemeyn, wenn sein Autor mit sich selbst in Widerspruch steht, vermuthlich weil er wähnt, der Autor, wenn er sich beleidigt fänd, könne dann nicht mit ihm, sondern müsse mit sich selbst Handel anfangen. Kraft dieser Gefinnung wälzt er denn auch hier einen Selbstwiderspruch auf mich. Wegen der Behauptung des Satzes, die Zulassung der Sünde sey Got unmöglich, könnten, spricht er, alle meine Beweise wider die Sitlichkeit des Zweikampfes nichts ausrichten, ich verkenne also meine eignen Vorthelle, und wäre wider mich selbst. Hier mus ich ihm zuerst sagen, dafs ich nicht Beweise wider die Sitlichkeit des Zweikampfes geführt habe. Den Zweikampf erkläre ich für eine Mordthat vom ersten Range, bestimme also die Sitlichkeit desselbigen, und unterstütze den Grad der Sitlichkeit, den ich ihm gebe, durch Beweise. Und nun wie meint er denn, dafs meine Vorthelle durch jenen Satz litten? Erstlich wil er wissen, wie die Freiheit der Menschen bestehen könne, wenn Got die Zulassung der Sünde unmöglich sey. Hierauf erwiedere ich, dafs ich diese Unmöglichkeit nicht

nicht auf Seiten der Menschen, sondern auf Seiten Gottes annehme. Lerne, so rede ich, lerne von der Vernunft, daß die Zulassung der Sünde ihm unmöglich ist. Auf diesen Ausspruch folgen die Beweise, diese mus er durchlesen, auch denken dabei, mus lesen bis er an die Stelle kömt, „der Unendliche ist, was er ist, höchste Vollkommenheit, Heiligkeit in allem, was er thut und geschehen läßt.“ Nun wird er doch wenigstens einsehen, was ich behaupte, wenn er auch gleich das Warum nicht begreifen kan. So unmöglich es Got ist, ein Tyran zu seyn, ein Hurer zu seyn wie der Heidnische Jupiter, so unmöglich ist es ihm auch, die Sünde zuzulassen. Das ist die Sprache, die ich führe. Nächst dem wil er mir einen Selbstwiderspruch durch etwas anlügen, das ich nicht weis wie ich es nennen sol, Taumel oder — er schwazt also, den Zweikampf erklärte ich für etwas Böses, für Sünde, und doch lasse Got ihn zu, die Zulassung der Sünde hätte ich aber im ersten Gespräche für eine abscheuliche Lehre erklärt, daraus könnte er nicht klug werden, er könnte also nicht umhin zu sagen, ich wäre wider mich selbst. Die

Schwäche des guten Herrn ist alzu gros. Nu, so merket doch auf, und besinnet euch! Im ersten Gespräche erkläre ich die Lehre von der Zulassung der Sünde für eine abscheuliche Lehre, beweise, das Got keine Sünde, folglich auch keine Mordthat zulasse, im zweiten Gespräche erkläre ich den Zweikampf für Sünde, für eine der strafbarsten Mordthaten, eben dadurch lehre ich ja auch, das Got ihn nicht zulasse. So sieht es bei mir aus, da ist ja lauter Uebereinstimmung. Der Unterhaltung über Kants Prolegomena hat er eine Lüge angedichtet, wie die von der Gleichgültigkeit war. Am Ende komt der Verfasser, so spricht er, auf den Saz des Widerspruchs, den er auch für keinen Saz hält, und der deshalb auch nicht als Grundsaz aufgestellt werden könne; ob dem so sey, kan der Leser von selbst leicht entscheiden. Die Leser meiner Unterhaltung kan dieser scharfsinnige Man nicht zu Richtern auffordern, denn diese müssen ihn, nur den ausgenommen, der ihm gleich ist, auch hier einer unverantwortlichen Fahrlässigkeit ins Angesicht zeihen, die Leser seines Zeitungsblattes meint er, diese sollen nach dem, was er ihnen

nen

nen von mir vorschwazt, entscheiden. Da ich es mir am Schlusse dieser Unterhaltung zu einem besondern Geschäfte mache, zu der rechten Anwendung dieses Grundsatzes eine zwar kurze aber keinesweges nachlässige Anleitung zu geben, und da eine solche Anleitung jezt mehr als jemals anfängt ein Bedürfnis zu werden, so beleidigt der Recensent durch die Nachlässigkeit, die er darüber hinwegwirft, nebst mir auch die Leser seines Blattes. Den Saz des Widerspruchs lasse ich freilich, logisch betrachtet, nicht für einen Saz gelten, daraus folgt aber nicht, daß er nicht als Grundsaz aufgestellt werden könnte. Wenn man nur weis, was er ist, wozu und wie er bei der Untersuchung der Wahrheit angewendet werden kan, so nenne man ihn immerhin nach wie vor Grundsaz, denn es ist überhaupt gut, wenn man dem Kunstwor-
te *Grundsaz* seinen vielumfassenden Sin läßt, darum nenne ich überhaupt Grundsaz, was Kant Princip nent, füge auch die Erinnerung hinzu, Princip möchte wohl ein bequemerer Ausdruck seyn, ich hofte aber, man werde Grundsaz nicht ungern in dem nämlichen Sinne annehmen. Solchemnach trage ich ja gar

kein Bedenken, den Satz des Widerspruchs als Grundfaz aufzustellen, ja ich erkläre mich ganz für denselbigen, tadle, daß man vorgäbe, es könnten Wahrheiten daraus abgeleitet werden, da er nur als Ideal der Unwahrheit ein Grundfaz sey, und behaupte, daß er, als solcher, sich nicht, wie Kant wil, in den leeren Raum eines identischen Satzes einschränken lasse, sondern allenthalben, bei Urtheilen aller Art und auch bei Begriffen angewendet werden könne. Das ist der Inhalt desjenigen, was ich auf den drei letzten Seiten jener Unterhaltung über den Satz des Widerspruchs vorgetragen habe, und worüber mein Recensent seine Leser benachrichtiget, ich hielt den Satz des Widerspruchs für keinen Satz, der deshalb auch nicht als Grundfaz aufgestellt werden könne. Fürwahr es ist unmöglich, hier nicht einen vorsezlichen Beleidiger zu erkennen. Wo man es mit der wahrheitliebenden Seele am besten meint, da sind solche Verstümmler am unverschämtesten. Sie verlassen sich darauf, daß ihr Zeitungsblatt in hundert Hände kömt, wohin die gemishandelte Schrift nicht gekommen ist, und auch — freilich hat ihre Sudelei

delei Absicht — nie kommen wird, darum übergeben sie so leicht, so getrost das Amt des Schiedsrichters dem Leser. Endlich kömt er auf die Singedichte. Hier wil ich nicht mit ihm hadern, wil ihn fogar, um seine Vergehungen mit einer Grosmuth zu erwiedern, wider mich selbst unterstützen, die Sylbenstecherei ausgenommen. Ich schreibe die Verkleinerungsyylbe *gen* durchaus mit einem *g*. Der Recensent hält das für einen Fehler, und sagt ganz treuherzig dabei, dieser Fehler käm oft vor. Musste ihm denn das öftere Vorkommen dieser Sylbe nicht etwas ganz anders vermuthen lassen, als einen Fehler? Wie? Hat er eine Sudelei vor sich, wie seine Recension ist? Es ist ja bekannt genug, dafs beides, das *g* und das *ch*, bei dieser Sylbe Gebrauch ist. Er schreibt Recensfönchen, und weis nicht warum, ich schreibe *gen*, und habe meine Ursachen dazu. So wolte ich den Sylbenstecher abfertigen. Nun erscheine der Man von Geschmak! Ja, da wil ich auch eine ganz andere Erscheinung werden. Wir wissen nicht, spricht er, nach welchem Begriff vom Singedichte der Verfasser gearbeitet haben möge, sicherlich

aber nicht nach jenem Vers,

Ein Singedicht fol gleich der Biene feyn,
fo füs wie fie, fo ſtechend, und fo klein.

Eh ich weiter gehe, mus ich auf einen Vortheil aufmerkſam machen, den dieſes Bienenideal auch anderswo gewähren kan. Die Erklärer der Heiligen Schrift haben über die Heuſchrecken, die Johannes der Täufer in der Wüſte geſſen haben ſol, allerhand Muthmaſungen gewagt, mein Recenſent findet die Bienen esbar, und macht es höchſt wahrſcheinlich, daſs Johannes das Honig mit den Bienen geſſen habe, daſs folglich unter den Heuſchrecken Bienen verſtanden werden müſſen. Jezt zur Sache. Ich halte mein Wort, und unterſtütze hier den Recenſenten wider mich ſelbſt. Meine Singedichte ſind nicht, ſpricht mein Recenſent, nach jenem Vers gearbeitet, und ich ſpreche, allerdings nicht, mein Recenſent giebt in äſthetiſcher Sprache den Grund davon an, und ich wil machen, daſs jederman dieſen Grund verſtehe. Keins dieſer Prädicate zugleich iſt auf ſie paſſend, ſo redet der Kunſtrichter. In der Sache hat er vollkommen Recht, nur fürchte ich, es möchte nicht jederman verſtehen,

stehen, was er hier sagen wil. Er wil manchmal ein Wörtgen recht mit Kunst anbringen, und das Wörtgen thut als ob es mit ihm spielte, wie ein kleines Mädgen, das die Mutter haschen wil. Keins dieser Prädicate zugleich ist auf sie passend — was wil er damit? Zugleich — zugleich — ja das ist eben das kleine Mädgen, das sich nicht wil haschen lassen. Seine Meinung ist folgende — Das Singedicht mus vermöge des Bienenideals drei Eigenschaften haben, es mus füs seyn wie eine Biene, stechend wie eine Biene, klein seyn wie eine Biene, in keinem von des Verfassers Singedichten ist eine dieser Eigenschaften so, daß die andern zwei, denn ihrer sind nur drei, zugleich mit ihr darin wären. Und ich, der Verfasser, spreche, er hat Recht, da er doch nun einmal die Biene als Ideal des Singedichts angenommen hat. Die Anwendung seines Ideals mus ihm überaus leichte Arbeit seyn. Nur ein einziges Beispiel! *Climene schlumre sanft, ein Schlafliedgen.* Dieses Schlafliedgen ist kein Singedicht. Beweis — es ist nicht füs wie eine Biene — der Recensent beruft sich, als ein Bienenesser, auf seinen Geschmack; wer wi-

derspricht ihm? — es ist nicht stechend, wie eine Biene — das lehrt der Augenschein; wäre das Liedgen stechend wie eine Biene, Climene würde gewis nicht so lächelnd fortschlummern, auffahren würde sie mit einem kläglichen Geschrei, denn der Bienenstich sol ganz erbärmlich schmerzen — es ist nicht klein wie eine Biene — auch das lehrt, so fern es in das Auge fällt, der Augenschein, fällt es nicht ins Auge, so kan man sich leicht durch eine algebraische Wendung helfen.

Ich habe dieser Recension eine Aufmerksamkeit geschenkt, der sie freilich nicht werth ist, allein ich schmeichle mir, das ich dadurch etwas beitragen werde, die Aufmerksamkeit des Publicums auf das Recensirwesen reger zu machen, und das ich in Zukunft zu dergleichen Mishandlungen werde schweigen können, ohne darum nachlässig gegen mich selbst zu seyn. Nun übte ich gern an meinem Recensenten eine Pflicht der Bruderliebe, gab ihm gern über manches, worein er sich nicht finden konte, nähere Aufklärungen, und leitete ihn, wo er nicht fortkommen konte, denn ich habe bei mei-

nen

nen Unterhaltungen keine andere Absicht, als der Wahrheit hier und da eine Seele zu gewinnen, aber mein Recensent hat mir diese so angenehme Pflicht vorjezt unmöglich gemacht. Er nimt ganz die Manier der schlechten an, der Sudler, die aus einem an sich würdigen und nützlichen Geschäfte Büterei machen. Er ist stolz gegen mich auf sein Alter, wie die Juden auf ihren Abraham, da sie dem Messias vorwarfen, er sey noch nicht vierzig Jahre alt, schilt mich einen feynwollenden Philosophen, der mit großen Männern eine Lanze brechen wolte, indes er sich selbst an die großen Männer anschließt, sie vertheidigen wil, und in die großen Männer sich eben so wenig finden kan, als in mich, wie unter andern — das gehört noch in das Verzeichniss seiner Blößen, ich wil es kurz machen — dort, wo ich wider Mendelsohn behaupte, daß die Empfindung durch die Deutlichkeit der Vorstellung nicht geschwächt wird. Mendelsohns Euphranor läßt den Theocles bei der Erblickung einer Schöne durch den harmonischen Bau ihrer Glieder, durch ihre blendende Gesichtsfarbe, durch ihre feurigen Augen und

bered-

beredten Züge in Entzückung gerathen, und warnet ihn, wofern ihm seine Entzückung lieb sey, daß er sich die Verwirrung in diesen Vorstellungen ja nicht entwikle; hüte dich, spricht er, anstat feuriger Augen die Beschaffenheit der Säfte im Auge, und anstat reizender Minen eine leichte Bewegung der Gesichtsmuskeln zu gedenken, den Augenblick würde dein Vergnügen sterben. Ohne Zweifel, erwiedere ich, würde sein Vergnügen sterben, wenn er solche Betrachtungen anstellte; aber warum würde es sterben? Nicht darum weil er jetzt seine Entzückung aufklärte, sondern weil er sich seine Schöne gar nicht mehr vorstellte. Das ist für meinen Recensenten eine Subtilität. Wie ist es möglich, fragt er, einen Gegenstand, dessen Theile ich analysire, gar nicht zu denken? Einen Gegenstand denkt Theocles noch, den nämlichen denkt er, dessen Theile er zergliedert, aber seine Schöne denkt er nicht mehr. Den harmonischen Gliederbau seiner Schöne, ihre Gesichtsfarbe, die beredten Züge ihres Angesichts, kurz alle ihre Reize mag sich Theocles als ein Kenner des Schönen auf das genaueste zergliedern, er mag seine Vorstellung

lung

lung davon aufhellen so gut er kan, sein Vergnügen wird dadurch zuverlässig nicht sterben; und bei dieser Zergliederung, bei dieser denkt er sich seine Schöne noch. So wolte ich durch die Prüfung eines Mendelssohn'schen Beispiels darthun, wie man die Beispiele, wodurch die gegenseitige Meinung bestätigt werden sol, ganz willkührlich nach der Meinung zu formen pflegt. Diese Prüfung stelle ich aber so an, das Mendelssohn sie gewis lieber gelesen haben würde, als meines Recensenten rohes Geschwätz. — Wenn Mendelssohns Euphranor dabei verunglückt, wird nicht leicht einer damit glücklich seyn. — Mit dieser Stelle öfne ich die Prüfung. Konte ich bei dieser Gelegenheit meine Achtung gegen den würdigen Man deutlicher zu erkennen geben? Aber ach, das man auf solche Art Achtungen zu erkennen giebt, das kan mein lieber Recensent mit seinen Sinnen nicht begreifen, so wenig er in dieser Stelle eine Lektion für sich finden kan. Und darum — nun bin ich wieder in meinem obigen Zusammenhange — schilt er mich einen seyn wollenden Philosophen, der mit grosen Männern eine Lanze brechen wolte,

te, und was dergleichen Schmeicheleien mehr find. Genug! Bis zum Wiedersehn. Erfahre ich, daß er bei der Wahrnehmung seiner Schwächen wünscht, stark zu werden, so werde ich ihm mit Vergnügen zu erkennen geben, wie gern ich geschehen lasse, daß er je eher je lieber sey, was Pythagoras seyn wolte.

Jetzt komme ich zu den in der allgemeinen Litteraturzeitung, Numero 90^a, vom Jahr 1787. Seite 101. Dieser kündigt sich also an — Ich bin, ein Philosoph bin ich nicht, ein Sophe bin ich, und eben so gewis bin ich auch, ein Dichter bin ich nicht, der deutsche Apollo bin ich, die zehnte Muse ist meine Frau, wer das nicht glauben wil, dem wil ich — Dieser Strich bedeutet einen knotigen Prügel. Weh dem Buche, möchte man wohl denken, das diesem Recensenten in die Hände fällt. Nicht also. Der Sophe ist ein Bär, die Sophei aber ist eine Fledermaus. Beim Aufschlagen fiel ihm auf der dritten Seite meiner Untersuchung über die Seelenkraft eine mit kleinerer Schrift gedruckte Zeile in die Augen, diese schaut' er an, und fand, daß ich alle Wirkungen der Seele

Seele für Wirkungen einer einzigen, einer vollkommen freien Kraft zu denken erkläre. Da dachte der Sophe sogleich an seine Entdeckung über die Römischen Freigelassenen. Das wiederfährt ihm, so oft er das Sylbgen *frei* irgendwo erblickt. In einem alten Wörterbuche, woraus er das Latein lernt, fand er bei dem Worte *libertus* ein *Freigelassener* eine umschreibende Erklärung, und erfah daraus, daß die Freigelassenen essen konten, wenn, was, und wie sie wolten. Diefem dachte der Sophe nach, und schloß daraus, die Freigelassenen wären niemals ganz frei geworden, sie hätten doch noch von ihrem Wollen abgehangen, denn sie konten essen, wenn, was und wie sie wolten. Diese Entdeckung kitzelte ihn, es ward ihm, als ob ihm die zehnte Muse, seine Frau, am Busen spiele. Er schrieb die Entdeckung an den Rand seines Wörterbuches, und nahm sich vor, um sie, wie er zu reden pflegt, zu verdauen, sie dreimal des Tages, beim Frühstück, beim Mittagessen, und beim Abendessen zu lesen. Nun mag sie wohl Saft und Blut in ihm seyn, darum dringt sie, sobald er das Sylbgen *frei* sieht, wie Schweis durch
die

die Schweislöcher aus ihm. Das geschah auch gegenwärtig. Er sah, wie gesagt, die feiner gedruckte Zeile an, fand darin eine *volkommen freie Kraft zu denken*, und sophirte also — Was freie Kraft sey, verstehe er nicht; was konnte ihm nun vollkommen freie Kraft zu denken seyn? Nichts anders, als was er verstehen konnte, nämlich Kraft vollkommen frei zu denken. „Und dann — was heißt das, spricht er, *volkommen frei denken*? Es kan nichts anders heißen, als ohne alle äußere Veranlassung denken, wann was, und wie wir wollen. Aber zugegeben, daß wir diese Kraft hätten, so wäre die wesentliche Kraft der Seele nicht die Kraft zu denken allein, sondern auch die Kraft zu wollen, denn das Wollen würde nicht vom Denken, sondern das Denken vom Wollen abhängen.“ Ist das nicht der Freigelassene, der, nach der Entdeckung des Sophen, darum, weil er essen konnte, wenn, was, und wie er wolte, ein abhängiger Freigelassener blieb, fintemal er von seinem Wollen abhing? Ein solches Pröbgen von seiner Sophei gab der Sophe, da er meine Unterhaltungen betastete. Auch verräth er dadurch, daß er
 mei-

meine Untersuchung gar nicht gelesen hat. Doch wie? Ein so roher Mensch, der überdies darauf stolz ist, daß seine Fledermaus in der allgemeinen Litteraturzeitung in eine Schneegans verwandelt wird, damit sie über das Meer fliege, und jenseit des Meeres die Ehre der Nation sey, der tritt unter die Füße, was in Würde gekleidet ist, denn wenn das Edle, wenn das Würdige öffentliche Achtung erhielt, so könnte er nicht mehr ein Zeitungschreiber seyn. Die Grundgesetze, ohne deren Beobachtung das Recensirwesen nichts anders als Algierischer Seekrieg ist, habe ich oben festgesetzt. Sol ich sie auch der A. L. Z. wiederhohlen? Man kan sie nachschlagen. Die *Philosophischen Unterhaltungen* sind aus der reinsten Quelle entsprungen. Das Wahre mit dem Schönen in vertraute Vereinigung zu bringen, ist die Absicht, die man sich dabei vorgesetzt hat. Nie habe ich gehört, daß man Ursache gehabt habe, über die ungeheure Menge Schriften dieser Art zu klagen, ich wolte sagen sich zu wundern, vielmehr würde die Bücherschreiberei eine ganz andere Gestalt gewinnen, als sie gegenwärtig hat, wenn alle Schriften so mit Ach-

II. B. C tung

tung für die Wahrheit und für das Publicum an das Licht treten solten, wie diese Unterhaltungen. Man hatte daher auch das Recht, eine nicht unwürdige Aufnahme zu erwarten. Eine nicht unwürdige Aufnahme, sprech ich, und zu einer solchen Erwartung hatte man allerdings das Recht. Sol man denn denen, die den Lehrern der Nationen Rang und Würden bestimmen, erst lehren, worin die würdige Aufnahme einer Schrift bestehe? Wer verlangt denn eure Lobförmelgen? Wer wil denn, dafs ihr nebst dem Titel zwei bis drei Zeilen ausheben soltet, damit ihr dabei sprechen möchtet, das hat wohlgeschmeckt? Das ist Kinderei. Empfanget, was mit Würde erscheint, nicht unwürdig, nicht unwürdig, wie ein namenloser roher Mensch in der allgemeinen Litteraturzeitung, Numero 90^a, die Philosophischen Unterhaltungen.

So viel fand ich für nöthig über diesen Sophen zu sagen, so fern er als Recensent betrachtet werden solte. Hierbei könnte ich es bewenden lassen, denn das Rohe, das Ehrenräuberische einer Recension geht nicht auf die gemishandelte Schrift über, sondern es
haf-

haftet an der Zeitung, die den Wisch aufnahm, und wird, wenn sie sich mehrmal mit solcher Schminke schminket, nach und nach ihr bleibender Character, allein ich habe den Sophen auch noch auf einer andern Seite zu betrachten, und da führe ich eine ganz andere Sprache. Er mus Schiffe ziehen, wenn er auch gleich ein Graf wäre, denn er ist ein Schriftverfälscher. Dafs er ein Schriftverfälscher ist, das beweis ich jetzt, und verlange von der allgemeinen Litteraturzeitung öffentliche Genugthuung. Seine Schmähung fängt der ehrliche Man also an — „Wenn äußere Güte, Druk und Papier, und das eigne Lob der Verfasser, das sie ihren Arbeiten ertheilen, die leztern empfehlen können, so ist diese Schrift gewis keine von den lezten, um Leser zu finden.“ Wer sind denn die Verfasser, die ihre Arbeiten selbst loben? An diesen Unterhaltungen hat aufer mir niemand Antheil als zween meiner Freunde. Von einem derselben ist in dem ersten Bande die Abhandlung über den Sulzerischen Grundfaz der Schönen Künste, von dem andern, der ein Künstler ist, der Auffaz über die bunten Kupfer. In keinem dieser Aufsätze ist

an die Schrift selbst gedacht worden. Mich allein trifft also, wie überhaupt der ganze Angriff dieses Wilden, auch die Beschuldigung des Eigenlobes. Der Beweis wird aus der Vorrede geführt. Die drei letzten Seiten der Vorrede mag der Gegner gelesen haben. Auf diesen schießt er herum, um etwas Personelles zu finden. Hatte man bei der allgemeinen Litteraturzeitung ächte Grundsätze, wendete man auch hier die nöthige Aufmerksamkeit an, so mußte man schon dieses schießenden Anfangs wegen den Wisch, anstatt ihn als Recension abdrucken zu lassen, in das Feuer werfen, denn das Jagen nach dem Personellen das ist es eben, was das Recensirwesen zur Büberei macht. Indem der Boshafte, wie gesagt, auf den drei letzten Seiten der Vorrede herum schießt, greift er hier und da an, aber es wil ihm nicht recht gelingen. Selbst das allgemeine Verwahrungsmittel wider das Eigenlob, *das Werk mag sich selbst empfehlen*, rechnete er mir gern als unbescheidene Prahlerei an. Endlich ersieht er am Schlusse seinen Vorthail. Den Schluss meiner Vorrede hebt er aus, braucht dabei die gewöhnlichen Zeichen, wodurch man zu

er.

erkennen giebt, daß man eine Stelle aus dem Autor einrücke, läßt auch das Wort, worauf alles ankömmt, mit feinerer Schrift drucken, und läßt mich also reden — Nichts wird in diesem Werke vorkommen, was nicht bei voller Muse *vollendet* wäre. Hierzu fügt er folgende Anmerkung — „Also haben die im ersten Bande enthaltenen Stücke ihre höchstmögliche Vollkommenheit, und wir können in den folgenden Bänden vielleicht schlechtere, aber keine bessern Stücke hoffen.“ Hierdurch hat er zu gleicher Zeit zu allen künftigen Recensionen dieser Schrift den Ton angegeben. Wenn man nun weiter liest, und erkennt, wie er alles, was er im ersten Bande mit W. unterzeichnet findet, unter die Füße tritt, und diese Mishandlung mit diesen Worten endigt, Hr. W. ist so wenig Dichter als Philosoph, so sieht man ja wohl in einer Handlung das Loch gemacht, die Mordthat vollbracht, und eingeschart; nicht wahr? Jedoch fürchtet euch nicht für denen, die den Leib töden, die Seele aber nicht mögen töden. Der Angegriffene ist entrunnen, der Mörder sitzt. Jetzt führe ich meinen Beweis wider ihn. Wenn der Schluß meiner Vorre-

de lautet, wie er ihn in die Litteraturzeitung eingerückt hat, so hat er Recht, so ist seine Anmerkung darüber noch Schonung. Auf das Wort *vollendet* kömt alles an. In der Stelle, wie sie mein Gegner mir anlügt, ist dieses Wort ein Beiwort, und als solches hat es den Sin, den er ihm in seiner Anmerkung giebt, deutet es den möglichen höchsten Grad der Vollkommenheit an. Dieses Wort in diesem Sinne genommen, gäb ich folchemnach dem Publicum die Versicherung, dafs in den Unterhaltungen nichts vorkommen werde, was nicht den möglichen höchsten Grad der Vollkommenheit habe. Das wäre nicht Eitelkeit, nicht Hochmuth, Gotlosigkeit wär es, denn nur der Unendliche kan seinen Geschöpfen den möglichen höchsten Grad der Vollkommenheit geben, nur der Unendliche kan vollendete Werke schaffen. Welcher Vernünftige würde nicht ein Buch, dessen Autor verspräch, unendlich zu seyn, mit Entsetzen aus der Hand werfen? Und welcher Vernünftige könnte eine solche Versprechung thun? Selbst der Gottesleugner scheute sich sie zu thun; nur im stärksten Sturme der allererschreklichsten Raserei könnte sie vielleicht

leicht ein mitleidenswürdig Elender brausen, wie der Sturmwind braust, brüllen, wie der Löwe brüllt. Der Beifaz *bei voller Muse* ist überdies in dieser verstümmelten Stelle ganz müßig, und giebt dem ganzen Ausdrücke, bei aller Gotlosigkeit, die darin liegt, auch ein recht dummes Ansehn. Fürwahr ich wüßte nicht, womit ich die Größe dieses Betrugs vergleichen könnte, wenn ich zudem erwäge, daß unter denen, die die Litteraturzeitung lesen, nur sehr wenige die Unterhaltungen besitzen. Jedoch ich mus jetzt zeigen, worin der Betrug bestehe. Ich schliesse meine Vorrede also — „Nichts wird darin (in den Unterhaltungen) vorkommen, es sey so klein oder so gros als es wolle, was nicht bei voller Muse *vollendet worden wäre.*“ Die Auslassung des Wortes *worden* war der Vorthail, den sich der Betrüger ersah. Blieb *worden* dabei, so konte *vollendet* nicht als Beiwort genommen werden, so war an der ganzen Stelle kein Schein mehr von dem Abscheulichen, das allerdings darin liegt, wenn *vollendet* ein Beiwort ist. Dieses nämliche Wort kan auch das Supinum seyn von dem Zeitworte *vollenden* d. h. *endigen*, und so

C 4

brauch

brauch ich es. Die beiden Ausdrücke *worden wäre* sind die längstvergangene Zeit von dem Hülfs Worte *werden*, vereinige ich damit *vollendet*, so habe ich die längstvergangene Zeit von *vollenden* in der leidenden Gattung, trenne ich *worden* von *wäre*, so behalte ich an *wäre* nicht mehr eine Zeit von dem Hülfs Worte *werden*, sondern von *Seyn*, und *vollendet* kan nun nicht mehr als Zeitwort, es mus als Beiwort genommen werden, so wie es unmöglich ist, dafs ich es, so lange ich *worden wäre* zusammen lasse, als Beiwort nehmen könnte. Und nun, da ich *vollendet* nicht mit *wäre*, sondern mit *worden wäre* vereinige; was hat meine Stelle für einen Sin? Keinen andern als diesen — nichts wird in den Unterhaltungen vorkommen, was nicht bei voller Muse geendigt worden wäre. Der Beifaz *bei voller Muse* war in der verstümmelten Stelle ganz überflüssig, und erwekte die Vermuthung, dafs der, der ihn gebraucht habe, noch ein sehr ungeschliffener Mensch seyn müsse, in meinem Originale ist dieser Beifaz nichts weniger als müßig, man erkennt gar bald, wie nah er zu meiner Absicht gehört. Ein rechtschaffener Man, der
sich

sich entschließt, ein Autor zu werden, und der die Würde dieses Berufs kennet, wird sich durch keine andern Geschäfte verleiten lassen, sein Werk mit weniger Aufmerksamkeit zu vollenden, als er es angefangen hatte, er wird lieber die Ausgabe desselbigen verzögern, eh er sich der Uebereilungen wegen nothgedrungen sieht, seinen Lesern mit einer unterthänigen Bitschrift zuvorzukommen. Aus Betrachtungen dieser Art ist die Versprechung geflossen, mit welcher ich meine Vorrede geschlossen habe. Ich wiederhole sie, denn sie ist Pflicht des rechtschaffenen Mannes, und verspreche noch einmal, daß in diesen Unterhaltungen nichts vorkommen wird, was nicht bei voller Muse vollendet worden wäre. Die zweite Verfälschung fand der Betrüger für nöthig, da er den Titel meiner Gespräche über die Sitlichkeit des Zweikampfes abschrieb. Recensent, spricht er dort, führt hierüber die eignen Worte des Verfassers in der Vorrede an. O du Ehrloser, tritt vor den Spiegel und speie dir selbst ins Angesicht. Der Betrüger führt mich nun redend ein, und läßt mich also reden — „Ein Theil der Schrift sol Prüfung der Ur-

theile andrer über Werke des Verstandes enthalten. In diesem ersten Bande sind die drei Gespräche, *Liebo und Wilmar*, dieser Art. Ich habe mir dabei eine solche Wendung gegeben, daß ich, indem ich das Urtheil eines andern prüfe, zugleich die Frage selbst vollständig auflöse., Ich aber, ich rede, S. XI. Vorr., wie folgt — „Die Urtheile unserer gelehrten Zeitschriften heischen nicht selten eine genaue Prüfung, wenn sie nicht höchst nachtheilig werden sollen. Solche Prüfungen sind es, die einen Hauptartikel dieser Unterhaltungen ausmachen werden. In dem gegenwärtigen ersten Bande sind die drei Gespräche *Liebo und Wilmar*, über die *Sittlichkeit des Zweikampfes*, von dieser Art. Ich habe mir u. f. w., Können es denn die Seeräuber aus der Africanischen Barbarei ärger machen? Der Betrüger wolte gern den Character, den er mir durch die erste Verfälschung angelogen hatte, durch ein zweites Beispiel bestätigen, dazu hatte er eine zweite Verfälschung nöthig. Jedoch hierüber habe ich dem ehrlichen Manne genug, dem Betrüger schon zu viel gesagt. Ich halte mich nur an die erste Verfälschung, diese

ist

ist auch allein abscheulich genug, aus dieser allein führe ich meinen Beweis wider ihn. Der Beweis ist geführt, und jetzt wende ich mich an die allgemeine Litteraturzeitung, durch welche der Betrüger sein Bubenstück ausgeführt hat. Die Beleidigungen, die mir durch diese ehrbare Recension zugefügt worden sind, sind von doppelter Art. Für die eine Art ist man bei der Litteraturzeitung gar nicht im Stande mir Genugthuung zu geben, dafür ist schon auf meiner Seite hinlänglich gesorgt. Freilich kan auch ein Gewafneter von einem Strafenräuber angegriffen werden, wenn der Gewafnete nur stark und gerüstet genug ist, um sich behaupten zu können. Für die Beleidigung, die mir durch die ehrlose aus dem höchsten Grade der Bosheit entsprungene Schriftverfälschung zugefügt worden ist, für diese verlange ich von Seiten der allgemeinen Litteraturzeitung öffentliche Genugthuung. Eine Wahl verstatte ich. Wil man mir den Betrüger öffentlich nennen, so erkläre ich die Zeitung selbst frei von der schwehren Schuld, die sie sich durch die Bekanntmachung einer boshaftigen ehrlosen Schriftverfälschung aufgebürdet hat, wil man
das

das nicht, so trage die Zeitung allein die ganze Last. Durch die Anweisung an das Intelligenzblatt, wo man Gegencritiken einrückt, kan man sich aus dieser Sache nicht wikeln. Diesmal ist die Rede nicht von Critic und Gegencritic. Meine Forderung betrifft den zärtlichsten Ehrenpunct. Der Man von Ehre weis, was er zu thun hat.

Wil man in Zukunft in jene Zeitung Recensionen dieser Unterhaltungen einrücken, so sol das zwar, jedoch nur unter der Bedingung, das jedesmal der Name des Recensenten darunter stehe, verstattet werden.

W.

DIE

DIE
SCHÖNE vom LANDE,
EIN DRAMA
IN DREI AUFZÜGEN.

Amor non è, qual credesi
dal volgo ignaro e folle,
languido affetto ignobile
d' un cor lascivo et molle.

P R O L O G.

Ich bin gar nicht der Meinung, daß ein Drama grad für die Bühne bestimmt seyn müsse, und daß es nur mittelst der wirklichen Aufführung sein Glück oder sein Unglück machen könne. Viele sind doch in der That dieser Meinung zugethan, die Deutsche Gesellschaft in Manheim hat sie sich noch vor kurzen bei dem comischen Wetstreite zu der letzten entscheidenden Bedingung gemacht. Es ist zu beklagen, daß das Drama, dieser vortrefliche Zweig der Dichtkunst, durch das Zwingen unter die Theatergesetze so sehr gelitten hat. An die Auswüchse, an das dumme und läppische Zeug, das in dramatischer Form auf die Bühne gebracht, beschaut, belacht und beklatscht, mit unter von feilen critischen Urthelsprechern, die eben so niederträchtig sind als die gedungenen Comödien-

dienschreiber, auch gelobt worden ist, wil ich jetzt gar nicht denken, selbst in seiner Volkommenheit kan doch ein nach den Gesetzen der Bühne gearbeitetes Drama mit nichts treffender verglichen werden, als mit einer Linde, die gezwungen wurde, wie ein spitziges Dreieck aufzuwachsen. Das Dramatische ist eine poetische Form; die Aufführung ist dabei ein sehr entfernter Umstand und die Bühne ein ganz entbehrliches Ding. Nicht als ob ich hierdurch der Schauspielkunst zu nahe treten wolte. Diese Kunst mag immerhin Würde haben, sie mag sich, damit sie nicht unnütze Gaukelei sey, mit der dramatischen Dichtkunst vereinigen, nur wenn der Fal eintritt, daß Ausnahmen gemacht werden müssen, mus sie nicht verlangen, daß die Dichtkunst weiche, sie, die Schauspielkunst, mus sich bequemen nachzugeben. Dieser Forderung werden sich wohl nach wie vor mächtige Partheien widersetzen. So mag es denn auch nach wie vor gelobte und ungelobte Dichter geben, die für die Bühne arbeiten, das Drama wird darum doch bleiben, was es ist, eine Dichtungsart, die der Bühne so wenig bedarf als das Heldengedicht,

dict, und der das Streben zur Vollkommenheit nur unter der Bedingung gelingen kan, dafs sie das Joch der Schauspielmode abgeschüttelt habe. Ich würde diesen reichhaltigen Stof mit Vergnügen bearbeiten; fürwahr ich breche ungern ab. Mein Prolog sollte nicht eine Theorie werden.

Ich füge hinzu, dafs ich in meiner eigenen Angelegenheit vernünftige Kunstrichter wie Freunde aufnehme, deren Besuche mir angenehm sind, aber einen Verwüster, einen Verstümmler, wie der Sophe ist, von dem ich so eben herkomme, der sich dünkt der zweite Einzige zu seyn, der den Leuten weis macht, er sey ein Geniemesser, und, würde er geprüft, höchstens etwa einen Scheitmesser abgeben könnte, der behauptet, er habe darum, weil er bei einer vornehmen Zeitung als Recensionschreiber angestellt sey, uneingeschrenkte Volmacht, Philosophen und Dichter jezt obenan zu setzen, dann unten hin, auch gar abzusetzen, je nachdem es ihn kitzele, und besonders, damit das Gleichgewicht unter den Mächten erhalten werde, keinen neuen aufkommen zu lassen, wenn

II. B.

D

nicht

nicht laut sichern Nachrichten einer von den
alten mit Tode abgegangen sey — wer
wird sich einem solchen preisgeben? Die
Africanischen Seeräuber hätte man längst ver-
tilgen sollen.

DIE
SCHÖNE vom LANDE.

PERSONEN.

Herr von Rosenfeld.

Irene.

Erast, Sohn des Herrn von Rosenfeld, Rosettens
Liebhaber.

Rosette, Irenens Tochter.

Amalia, Tochter des Herrn von Rosenfeld.

Offa, ein Sophe.

Silluc, ein Sophe.

Ein Bedienter.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRIT.

Rosette, Amalia.

Amalia.

Rosette, es gefällt dir nicht bei uns,
du bist unruhig.

Rosette.

Und das wüßten Sie,
gnädige . . .

Amalia.

Nicht weiter! Schone mich, du weißt,
wie diese Bitschriftsprache mir gefällt.

Und solt ich nicht dein Angesicht verstehn?
Nicht, deines Auges thränenquellenden Blick?
Nicht diesen Zwang? Ich dächte doch fürwahr,
im Hause meines Bräutigams, und dazu
am Tage der Verlobung könnte ich
den Rasenweg durch Blumen, und das Thal,

und selbst die Flor des schönsten Wonnetaags
ein wenig vergessen.

Rosette.

Beste Amalia,
ich bin unruhig, und werd es immer mehr,
je mehr der entscheidende Augenblick sich
naht.

Amalia.

Rosette, denke doch, wen fürchtest du?
Wie hast du nicht so oft mit innigem
Gefühle und beredt ein lautes Lob
vor mir gesprochen, wenn ich mich mit dir
von meinem lieben Vater unterhielt,
sein zärtlich Herz und seinen Adel dir
vertrauter pries? Du sprichst ihn heute nicht
zum ersten mal, nun sag; was fürchtest du?

Rosette.

Hät noch an unserm schönen Himmel nie
ein Donnerwetter sich gewölbt, wie würd
der erste Bliz aus schwarzen Wolken uns
erschrecken!

Amalia.

Amalia.

Und Rosette hätte dann
gewis noch bange Phantasie genug,
des ersten Donners Sängerin zu seyn.
Der Kleinmuth, der sich selbst Gefahren
schaft,
wo nichts zu fürchten ist, misfällt mir sehr.

ZWEITER AUFTRIT.

Die Vorigen und Erast.

Erast.

Rosetgen, willkommen, willkommen bei uns!

Amalia.

Du kömst zu rechter Zeit. Schon fängt sie an,
traurig zu werden.

Erast.

Traurig? Unser Glück,
Geliebte, wird nun bald entschieden seyn.
Amalia, du gehst? Du wirst doch auch
Antheil an unsrer Freude nehmen?

D 4

Amalia

Amalia.

Ja,
ich komme wieder.

DRITTER AUFTRIT.

Rosette, Erast.

Erast.

Engel, weinen? Jzt,
Rosetten?

Erast.

Erast, vergieb der Zärtlichkeit
die Thräne. Es wird mir, ohne Grund viel-
leicht,
so bange, so ängstlich; ich denke mir den
Schlag,
der mich dann treffen würde, wenn . . .

Erast.

Es ist
die alte Furcht, und diese hat jezt mehr
als jemals keinen Grund. Mein Vater ist
ein Herz mit mir und eine Seele, er wil
die

die Schöne sehn, die meine Liebe ist;
 sie sol mir, sprach er, werth wie du, mein
 Sohn,
 sol eine zweite Amalia mir seyn,
 Du hast das grüne Zimmer doch gesehn,
 geliebte Rosetgen, welches ich für dich
 bereitet habe?

Rosette.

Ach! Für mich! Erast,
 und warum für mich so prächtig?

Erast.

Spotte nicht
 mit meiner Pracht. Was dir gefallen sol,
 mus schön seyn ohne Pracht, das wuste ich,
 und das war meine Regel. Zwar ist auch
 das Schönste, was es hat, ein gutes Glück,
 zur linken Hand die Morgenfonne, und
 des Abends Rosenroth zur rechten Hand,
 und vor uns jenseit des Stroms die grüne Au
 am Gefilde, und das Thal, das unvermerkt
 sich öfnet. Und das Thal, wie wird es uns
 locken und einladen, wenn wir, Arm um Arm
 geschlungen, uns der schönen Aussicht freun!
 Wie werden wir dann eilen und der Au

beblünte Pfade wandeln, und des Thals
Erfrischung athmen, und, o Geliebte, dann
feiern die Jubel der ersten zärtlichen
Umarmung!

Rosette.

Aber ach! Wie würde ich,
als in Todesfinsternisse, in des Thals
Tiefe mich verschließen und in meinen Gram,
den Tag nicht sehn, und nicht den Sonnen-
schein
hinwandeln über die Wellen des sanften
Stroms,
wenn — — o Gedanke! — —

Eraft.

Rosetgen, wenn du mich liebst,
— und ja, du liebst, du liebst — so laß
dich nicht
von der Ahndung täuschen, glaube mir, sie
ist
Betrügerei, ist eine Traurigkeit,
die neidisch sich in unsre Seele schleicht,
aus Misgunst unsre reinste Freude uns
zu rauben.

VIERTER AUFTRIT.

Die Vorigen und Herr von Rosenfeld.

Herr von Rosenfeld.

Noch allein, Eraß? Was bringt Rosette uns?
vermuthlich einen Blumenstraus; recht so,
ein ganzes Körbgen wär izt nicht zu viel,
es giebt vielleicht Kränze zu winden, das
verstehst

Rosette gut; du bleibest heut bei uns.
Das Trinkgeld aber — hast du ihr, Eraß,
noch nichts gegeben? Nu, was giebts bei
dir?

Du thust so ungewöhnlich sonderbar.
Ist sie vielleicht der Fräulein wegen da?
Rede doch; wo ist die Fräulein, deine Braut?

Eraß.

Mein Vater, sie ist bey uns.

Herr von Rosenfeld.

Das weis ich längst,
Hab ich dir nicht gesagt, ich wolte sie
in diesem Zimmer sehn?

Eraß.

Erast (Rosetten an der Hand.)

Mein Vater, sieh,
so wählt die Liebe; das ist meine Braut.

Herr von Rosenfeld.

O! Lauschte noch ein solcher Sturm auf dich,
du holder Friede meiner Tage! Ruh
des Alters, dich, dich hat ich schon geweiht!
Sohn — wenn du noch des Namens würdig
bist —

dankst du also dem Vater, welcher dir
des Namens Adel gab, dir aber auch
die Klippen zeigte, wo du scheitern kannst?
Entführtest du so schlau dein gelehrt Herz
den Lehren, die so oft, Unwürdger, dir,
von diesen Lippen flossen? Ahnenstolz
befudelt alle Würde, fluche ihm,
spiel aber auch nicht den Romanenheld;
was hab ich nicht, in dieser Weisheit dich
zu üben, angewandt? Und alle Müh
hab ich verschwendet, alle Vatern treu
hast du verrathen. Laß, Unwürdiger,
die arme Unschuld. *(zu Rosetten.)* Gutes lie-
bes Kind,

du bist erschrocken, daß du zitterst, kom,
du mußt dich setzen. Fürchte nichts von mir,
du

du bist unschuldig, denn dich leitete
Kein Führer auf dem Wege, wo so leicht
die unerfahrene Jugend gleiten kan.

Erast.

Mein Vater — diesen Namen, den ich nie
ohn Ehrfurcht sprach, den sprech ich jetzt
auch noch,
auch noch mit Ehrfurcht ihn — laß mich
mein Herz

vertheidigen, dann, mein Vater, richte mich.
Ich halte, dir und meinem Herze treu,
den abgeschmakten Stolz, der lächerlich
mit klirrenden Spornen nur sympathisirt,
für Niederträchtigkeit, und scheiterte
an dieser Klippe nie; ich liebe, ja,
ich liebe, und so liebt kein Romanenheld —
O Schöne, o Tugend, o Engel, daß ich dich
betrübe! Nein, ich nicht. Mein zärtlichster,
grosmüthger Vater, ach, die Thrän ist rein,
die dieser Engel weint, unschuldig ist
die Liebe, die wir lieben; fahst du je,
ohn sie zu trocknen, eine Thräne?

Herr von Rosenfeld.

Sohn,

des

des Mitleids zärtlichstes Gefühl verlangt
kein Opfer, das der Weisheit heilig ist.
Was willst du? Sol ich deiner Leidenschaft
ein Schmeichler werden? Wo du lässig wirfst,
nicht rüftig seyn? Dein nicht unedles Herz
das ist mein Werk, und das vollende ich.

FÜNFTER AUFTRIT.

Die Vorigen und Amalia.

Herr von Rosenfeld.

Du kömst gerufen, liebe Amalia.
Wir haben Zuspruch.

Amalia.

Ach! Rosette weint.

Herr von Rosenfeld.

Sie wird sich trösten lassen. Führe sie
in den Garten, auf dein Zimmer, Hand in
Hand,
und Arm um Arm. Sie mag, das las ich zu,
dir, wenn du willst, die erste Freundin seyn.

Amalia.

Amalia.

Das ist sie schon, schon lange ist sie mir
der liebste Umgang. Ich betrübe mich
bei ihrer Thräne; warum weint sie denn?

Herr von Rosenfeld.

Sie selbst mag das dir sagen, las mich jezt,
mein Kind, ich hab ein wichtiges Geschäft.

SECHSTER AUFTRIT.

Herr von Rosenfeld, Ernst.

Herr von Rosenfeld.

Die Augen werden nas. Las immerhin,
noch nicht und nunmehr nie Unwürdiger,
die Thrän im Auge quellen, so gedeiht
die Tugend und entzükt. Die Leidenschaft
ist Sturm. Wie sind wir nicht so wohlge-
muth,

wenn unser Bäumen nach dem Sturme noch
den Zweig mit rothen Knospen unverfehrt
am zarten Aste trägt! Und du, mein Sohn,
du woltest eine solche Freude mir

nicht

nicht gönnen, nicht dir selbst ein inniges Vergnügen?

Erast.

Ja. Wär meine Leidenschaft ein wilder Sturm, jezt solte Stille seyn. Seitdem ich liebe, ist die Tugend selbst mir lebenswürdiger.

Herr von Rosenfeld.

So schmeichelt sich der Liebende, so betrügt das Herz den Geist.

Erast.

O! Die Geschichte meiner Liebe ist Geschichte meines Herzens, röthet mir, wenn ich sie denke, meine Wange nie. Die Schatten fahn uns und der Sonnenstrahl, der auf des Zweiges grünem Laube ruht, die Stille hört' uns — werde doch ein Laut, Stille der Natur, und sey der Wiederhal der Anbetung, die unsre Lippe sprach, wenn sie, die nur ein fühlend Herz versteht, der Schöpfung hohe Schönheit reizender vor unserm Auge sich verbreitete!

Herr von Rosenfeld.

Die Unschuld deiner Liebe könntest du,

das

das hör ich, sehr geschickt vertheidigen,
und ich, ich lasse mich sehr leicht davon
volkommen überzeugen; es ist genug.
Du verstehst mich nicht; nur das ist mir nicht
recht,
dass deine Braut nicht eine Fräulein ist.

Erast,

Wenn dies allein der Fehler meiner Wahl,
wenn dies mein Unrecht ist, so bin ich froh,
so war der Zwist doch nur ein Augenblick
der Prüfung, und schon küsse ich die Hand,
die mich so liebe reich schlägt.

Herr von Rosenfeld.

Du irrest, Sohn.
Zur Prüfung nur, ohn allen Grund ein Herz
betrüben, heist seine Lust an Thränen sehn.
Es ist mein Ernst. Der Tugend müssen wir,
so wies die Klugheit wil, den liebsten Wunsch,
den reinsten opfern; ist die Klugheit nicht
die Richtschnur aller unsrer Tugenden?

Erast.

Ich widerspreche nicht, und werde stolz
auf meine Wahl.

H. B.

E

Herr

Herr von Rosenfeld.

Sie ist die Klugheit selbst;
nicht wahr, so denkst du izt? So denkest
du

so lange du liebst. Hör und versteh mich nun.
Sey nicht ein Nar von Stande, der sich schämt,
zur Seite dem zu gehn, der nicht wie er
ein Halbgot ist, das war ein Grundgesetz
in meiner Politic, und ist es noch;
wer aber lehrte dich den Stand verschmähn?
Erast, es giebt der Thoren weniger
als der Edlen unter uns. Ich führte dich,
nicht in die Laube, in die große Welt,
und öffnete dir die Aussicht; noch ist's Zeit,
vergis Rosetgen und die Tändelei,
und werd ein Man. Du wirst auch Tugen-
den,
erhabne Tugenden in Palästen sehn,
Grosmuth, die lächelnd jeden Feind gewint,
Freimüthigkeit, die zu erröthen weis,
die Demuth, selbst in fürstlichem Schmucke
sie,
die Liebe auch, die unschuldge, der du jezt
entsagen solst; dort macht sie, glaub es mir,
was du um sie jezt leidest, wieder gut.

Erast.

Erast.

Mein Vater, fchone.

Herr von Rosenfeld.

Keine Bitte mehr!

Ich wil dich, kurz, in deiner Sphäre fehn.

SIEBENTER AUFTRIT.

Erast.

Unschuld, o aller Tugenden Ideal,
da standest du vor ihm, zum Entzücken

schön,

und verstumtest; meine Auserwählte, ach,
wie littest du! Was sprach der thränende

Blik

für Jammer! Ach, vergieb, Englische, ver-
gieb.

Leide nicht, ich, ich trag alles, lasse dich
nicht.

Und nicht ihr Liebreiz, ihre Thräne nicht
war mächtiger, als ein leichtes Vorurtheil?

Wie erklär ich mir, was mir unmöglich
scheint,

und wirklich ist? Ein weiser edler Man,

E 2

der

der nicht die Welt, der nicht die Zerstreun-
 gen,
 der die Weisheit liebt und ihre Einsamkeit,
 solt ein Idol, dem der lächerlichste Stolz
 so manche heife Zähre der Zärtlichkeit
 aus goldnen Schalen hingegossen hat,
 ein Idol verehren, das der helfende Arm
 der Menschenliebe längst zerfchmettert hat?
 Weisheit, blicke du herab auf deinen Freund,
 es bedarf vielleicht nur eines einzigen Strahls
 von deinem Lichte, und der edle Man
 ist meiner Liebe hold. Ihm, der für mich
 so unermüdet sorgt, gehorsam seyn,
 ist Pflicht des Sohns, ist meine erste Pflicht.
 Und du, mir sonst so angenehme Pflicht,
 du könntest Last, du unerträglich mir —?
 Abgrund! — Nein, nein, mir werthe
 heilige Pflicht,
 dir werd ich treu wie meiner Schöne seyn.

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRIT.

Ossa, Silluc.

Ossa.

Der junge Herr ist bieder, in der That.
Ein andrer that, was jede Hure kan,
und lies vom nächsten Schöppenstuhle sich
Orakel sprechen, er aber kömt und sucht
Hülfe bei der Weisheit; ein Original.

Silluc.

Ein Beispiel ohne Gleichung. Nur ein Wort,
wie im Vorbeigehn, von der Weisheit selbst!
Es klingt mir noch im Ohre, ist fürwahr
ein männlich schönes Wort, man solte es
umtauschen für Philosophie. Was sagt
denn dieses? Weisheitsliebe. Ein Philosoph
ist folglich, wenn der Name etwas gilt,
nichts mehr als höchstens ein verliebter Man,
der um die Weisheit buhlt. Doch sey das
Wort!

Vielleicht hat es den jungen Rosenfeld
zu uns geführt.

E 3

Ossa.

Offa.

Kan seyn. — Wir wollen uns
als Weise halten, durch ein Meisterstück
das niedre Tändelwörtgen *Philosoph*
verrufen, denn wir haben ja das Recht,
uns frei und laut zu nennen, was wir sind.
Und nun, damit wir, wenns zur Sache kömt,
uns verstehen, was bekennen Sie, mein Herr?

Silluc.

Astrologie.

Offa.

Ha! Die Astronomie
mag endlich, scheint es, kein Comet mehr
seyn;
auch ist sie lange gnug im Unendlichen
umhergeschweift, und wird sich bei der Ruh
sehr wohl befinden.

Silluc.

Sie vergeben mir,
mein Herr, Sie reden von Astronomie;
ein Astrolog bin ich. Der Astronom
mist uns die Himmelsfelder, ist bei uns,
was auf der Erd ein Geometer ist.

Offa.

Offa.

Wärs folchemnach nicht besser, seine Kunst
Astrometrie zu nennen?

Silluc.

Allerdings.

Offa.

Sie entschuldgen mich. Es betraf ein dür-
res Wort,
die Sache bleibt. Der Astrolog, sagt' ich,
hat bishier der armen Erdewelt
oft angst und bang gemacht.

Silluc.

Ich nicht also,
mein Herr, und kein aufrichtger Astrolog.
Denn, ich gesteh es laut, die Zauberei
hat die funkelnde Sternenschöne im schim-
mernden

Schlosse und Mercur, die Venus meine ich,
als Eigenthum sich vorbehalten; und
was sage ich? Eh dieser Erdegeist
ins Lichtwesen umgegossen werden kan,
durch was für Setzungen, Aufbraufungen,
Verdampfungen, und Gährungen mus er
gefäubert werden, und, o da schwindelt mir,

die Lichtpaläste oben in der Höh,
 die der irdene Geist, der pflanzenartige
 Mensch,
 nicht einmal am hellen Tage sehen kan,
 was für Umwälzungen, eh, sage ich,
 der saftige Erdegeist, der Wassermensch,
 ins zarte Feuerwesen übergeht.
 Jedoch die Zeit ist kurz; mein werther Herr,
 was lehren Sie?

Offa.

Die Physiognomie
 bekenne ich.

Silluc.

Achtung!

Offa.

Sie haben Recht.

Vor nicht gar viel Olympiaden war
 die edle Kunst dem Psycholog ein Raub,
 sie hat sich aber wie ein Luftballon
 gehoben. Indessen ich, fürwahr ich wil
 die Verdienste sichern, die ich mir um sie
 gegeben habe; mein System ist neu.
 Den leichten Abdruck, den die Leidenschaft
 bald,

bald, wie auf einen Spiegel, auf den Blick
 des Auges wirft, bald auf die düstre Stirn,
 bald auf das Wangenroth, den lasse ich
 dem Maler, Außenseite, Tändelei;
 den Knochenbau, mit aller Symmetrie,
 mag wer da wil darin ein Meister feyn,
 verwerf ich auch; des Angesichtes Kreis
 ist meine Regel. Ich erkläre mich,
 mein Herr, aufrichtig über meine Kunst,
 wenn ich auf ihre Treu — —

Silluc.

Sie verlassen sich
 auf meine Treu.

Ossa.

Ich nehme einen Punct
 als Strahlenpunct im Angesichte an,
 beschreibe einen Zirkel, zieh geschwind
 vier Strahlen aus; sind diese Strahlen sich
 vollkommen gleich, so ist die Rundung ächt,
 so wohnt ein Geist vol hoher starker Kraft
 im Angesichte. Der Beweis, mein Herr,
 liegt in der Kreisfigur, und gar nicht tief,
 denn Tiefe ist nicht da, jedoch versteckt;
 hiervon ein ander mal. Nun folgt von selbst,

E s

dafs

dafs ein Angesicht von winklichter Figur
sehr schlechte Geisteskräfte haben mus;
im spitzen Winkel sind sie eingeengt,
im rechten perpendicular und schwehr
wie Blei, im stumpfen Winkel sind sie stumpf.

Silluc.

Das System empfiehlt sich. Wir vergessen
doch
die Sache nicht, die uns zum ersten mal
zusammenbringt?

Offa.

Ich hätte algemach
in meinem Zirkellabyrinth mich
verloren. Nu, zur Sache! Es ist Zeit.
Der junge Herr entsagt dem Mädgen nicht,
und sol doch, weil es keine Fräulein ist,
das wil der Vater und besteht darauf.
Wir müssen ihm, dem jungen süßen Herrn,
die Freude hab er, unfer ist der Ruhm,
beiräthig seyn, dafs jederman erstaunt,
das Mädgen, kurz, mus eine Fräulein seyn.
Ich habe alles gründlich überdacht,
was zum Beweise dient.

Silluc.

Silluc.

Das hab ich auch;
grad diese Wendung hab ich phantafirt.

ZWEITER AUFTRIT.

Die Vorigen , Erast , Rosette.

Erast.

Es ist mir angenehm, geehrte Herrn,
Sie bei uns zu sehn.

Offa.

Ist Ehr und Ruhm für uns.

Erast.

Mein Vater kan bei Philosophen sich
so recht vergnügen, ist, Sie erlauben mir
das Lob, auch selbst ein guter Philosoph.

Silluc.

Wir zweifeln nicht, wir halten ihn vielmehr
für einen Weisen, denn ein Philosoph
ist bald gemacht, der liebt die Weisheit nur.

Erast.

Erast.

Das verstehen Sie am besten.

Offa.

Schöner Herr,
mein Freund ist ofnes Herzens.

Erast.

Das ist recht.

Ich hof in meiner Angelegenheit
von Ihnen alles, meine werthen Herrn.
Ein ofnes Herz, und Klugheit, die den Geist
bis an das Ziel bei Gegenwart erhält,
vermögen schon etwas, das Vorurtheil
sey noch so stolz auf seinen Held.

Offa.

Der Plan,
vortrefflicher Herr, ist wie schon ausgeführt.

*(er beobachtet Rosetten, die ein wenig
unruhig darüber wird.)*

Schönes Kind, nur einen kleinen Augen-
blick —
nur noch ein Strahl zu ziehn — nun ist's
geschehn.
Silluc, die Rundung ist original.

Rosette.

Rosette.

Eraft, ich geh.

Offa.

Nicht doch, mein schönes Kind;
wir müssen erst das gnädge Fräulein sehn,
dann lassen wir sie ohnedies allein.

Rosette.

Eraft, ich bitte, las mich.

Silluc.

Bester Herr,
der Geburthstag — stil! Schon ist er wie-
der da,
das Gedächtnis spielt uns manchmal einen
Streich —
fiel ein, da bei der Sternenkönigin,
die weisse glänzende Venus meine ich,
der kleine sanfte Mercur zu Gaste war.

Eraft.

Rosetgen, dein Geburthstag liegt dem Herrn
gar sehr am Herze, er dichtet uns gewis
ein Idyl in Gesners Tone, oder gar
auf eigne neue Manier ein Schäferspiel.

Silluc.

Silluc.

Auch das kan einst geschehn. Jezt habe ich
 mit meiner Phantasie was mehr zu thun;
 beflügeln mus ich sie, und fliegen hinauf
 aufs Lichtgebirge, wo der alte Saturn,
 von Sternenhainen umgrenzt, Befehle giebt,
 und wieder herab, wo am Fufe des Gebirgs
 auf Lichtglanzebnen, von ätherischen
 Strömen umgürtet, der mächtige Jupiter
 König ist, und weiter hin zu dem furchtbarn

Mars,

feuerroth ist seine Gestalt, und weiter herab
 zu der Sternenschöne, der lieblich lächeln-
 den

Venus, und zum sanften bläulichen Mercur.
 Das ist der Götterrath; durch diesen webt
 der irdene Mensch auf seiner Kugel, gehült
 in den Dunstkreis, bis er mit gefiederter
 Kraft

sich heben kan und wandeln auf der Luft;
 ein Götterrath, o, staune, wers versteht,
 herrschend als Monarch, und die Einheit doch
 getheilt.

Nur wenig Erdeföhne sind bestimt,
 mit geweihter Phantasie zu schweben hinauf,
 in die Lichtpaläste hinein, und einzusehn,

ob

ob das, was auf der Erde wirklich ist,
 auch das ist, was es ist. Der Augenblick
 des irdnen Loses ist der erste Blick,
 den das Erdekind in seinen Dunstkreis schickt.
 Sprach ihm das irdne Los der alte Saturn,
 so wirds ein Hausvater, alt und guter Art,
 ein Hausmüttergen, und hält sich sauberlich,
 sprachs Jupiter ihm, so wirds ein mächtger
 Herr,
 wird eine unvergleichliche Kaiserin,
 sprachs Mars, ein wildes Thier, so Man als
 Weib,
 sprachs ihm der asurne Mercur, so wird es
 klug,
 sprachs Venus, o, staune, wers versteht, es
 wird
 ein Paar, ein verliebtes Paar. Ich lenke
 ein;
 mein Flug begint von neuen, aber nein,
 ich bleibe diesmal, wo ich bin. Wohl dir
 und weh, Erdekind, dir, dem das Erdelos
 die weise Göttin sprach; die Zauberin
 spielt mit den Erdekindern wie sie wil,
 trug schon, die Mutter weinte laut und schrie,
 so manchen frischen jungen Sohn, bedekt
 mit weissen Wölkgen, als mit Windeln, fort,
 in

in der Sternenlaube sich zu letzen an ihm,
bracht wohl, o wie so oft, ein gnädiges
Fräulein, legts einer Hirtin auf den Schos.

Eraß.

Dafs uns mein Vater hier nicht überrascht,
Rosetgen.

Rosette.

Ich dächte doch, du hättest auch
nun endlich Lust zu gehn.

Eraß.

Ich nehme jetzt
nicht Abschied, meine hochgelehrten Herrn.

DRITTER AUFTRIT.

Ossa. Silluc.

Ossa.

Sie Ichwebten auf Maschinen, wunderbar,
Herr Silluc, wie ein Got.

Silluc.

Wärs ein Idyl,

ein

ein Heldenlied, ein Handlungsmeisterstück,
des Dolchs und Giftkelchs altes Eigenthum,
vol Graun, und vol Bluthschande und vol

Bluth,

wild wie der Höllenhund, so wär ich, ja,
nur ein Maschinengot. Ich werde tol;
so mancher Dichter führt den Götterrath
in sein Dichtwerk ein, und ist kein Astrolog,
sah nie den Schwung des Schicksals, staunte
nie

die glühende Kette an, umsprühte nie
als ein Fünkgen nur das kleinste Glied, las nie
die Flammenschrift, und lernte nie, ob das,
was wirklich ist, auch das ist, was es ist.

Durch was für Setzungen und Wallungen
und Verdampfungen ein solcher Erdegeist
geläutert werden wird, das fühl er einst!

Der schreckliche Mars, und der Herscher Ju-
piter,

Venus, die Zauberin, und der kleine Mercur
gaben euch, o glaubt es, ihre Namen nicht
zum Wortspiel preis.

Ossa.

Sie eifern wie ein Man.

Nu! Wie gefiel?

II. B.

F

Silluc.

Silluc.

Rosetgen, meinen Sie?
Nicht zu vergleichen.

Offa.

Meine Treu, es ist
ein Liebgen, wie ein Rösgen schön; und solt
ein Bauermädgen feyn?

Silluc.

Götter! Nein, nein,
das wolle Venus nicht.

Offa.

Die Mine zwar
war unstet, aber was vorübergeht,
was achtet das der Physiognomist?
Die Lippe blieb in ihrer holden Ruh,
und sprach, so war mirs immer, küsse mich.

Silluc.

Wohl, wohl dem Mädgen, dem das Erdelos
die lieblich funkelnde Venus lächelnd sprach,
wohl ihr, auf ihren Augenliedern ruhn
die Liebesgötter, umflattern ihren Blik,
schütteln von ihren Fittigen Rosenduft,
und Anziehungskraft um sie und Sympathie.

VIER.

VIERTER AUFTRIT.

Die Vorigen und Herr von Rosenfeld.

Herr von Rosenfeld.

Sie find mir sehr willkommen, meine Herrn.
Sie haben eine Angelegenheit?
Wenn ich nur dienen kan.

Offa.

Wir find vielleicht
zur Unzeit frei.

Herr von Rosenfeld.

Sie find mir angenehm.
Was wünschten Sie? Sie finden mich bereit
zu allem, wenn es mir nur möglich ist.

Offa.

Ein würdger hofnungsvoller junger Herr,
ein lieber Sohn, der seinen Vater ehrt,
hat uns etwas vertraut, das, wie es ist,
zwar möglich war, auch mehr als einmal
schon
durch volle Wirklichkeit geeinzelt ward,
jedoch nicht nach System.

Herr von Rosenfeld.

Sie reden mir
ein wenig dunkel; ich bin kein Philosoph.

Silluc.

Der gnädige Herr find mehr als Philosoph,
Sie find ein Weiser.

Herr von Rosenfeld.

Sie verschonen mich
mit dieser Schmeichelei. Nu, näher denn
der Sache! Ein gewisser junger Herr
hat Ihnen etwas anvertraut; was ist's?

Offa.

Er liebt, er ist verliebt. Das Mädgen ist
wie ein lichtiges rosig Morgenwölkggen schön,
er hat sie sich zu seiner Braut erkießt,
und möchte nun auch gern ihr Bräutigam seyn,
und sol nicht, weil es keine Fräulein ist.

Herr von Rosenfeld.

Der junge verliebte Herr ist solchemnach
von Adel?

Offa.

Ja; und das Mädgen, sagt man, sey
ein Bauermädgen, ist munter, jung und
frisch,
und lieblich anzusehn, wie der Venusstern.

Herr

Herr von Rosenfeld.

Und wer verwehrt dem jungen adlichen
Herrn,
ihr Bräutigam zu seyn? — Da schweigen
Sie.
Nur frei, nur frei!

Offa.

Der Vater, gnädiger Herr.

Herr von Rosenfeld.

Sehr gut. Wir merken, wo wir stille stehn.
Ich hörte über diesen wichtigen Punct
das Urtheil eines weisen Mannes gern.
Wie sprechen Sie? Hat dieser Vater Recht?
Ist klug, ist billig, daß er seinen Sohn
in seiner Liebe stöhr, weil das Mädchen nicht
von Adel ist wie er?

Offa.

Ist ausgemacht,
daß das Mädchen ist das was es ist, daß es
nicht
ein Fräulein sey, so hat der Vater Recht,
Ich geh hinein ins Inre der Natur,

— die Minern liegen tief — ich geh hervor,

schau auf der Oberfläche weit umher,
Abweichungen, wie die Anomalie,
dass ein adlicher Herr ein Bauermädgen freit,
entdek ich nie; der edle Rosenstrauch
sprach zur Narcisse nie, sey meine Braut.

Herr von Rosenfeld.

Ich danke Ihnen. Dieser Unterricht
ist mir sehr angenehm. Sie entscheiden kurz
und gründlich. Unfre Angelegenheit
hat ihren Fortgang; und auch kurz und gut!
Was haben wir mit diesem jungen Herrn
und seiner Braut zu thun? Was wollen Sie?
was sol ich? Ohne Maske! Es ist mein
Sohn,

der Sie belästigt. Ich verstehe Sie.
Es sol geschehn; er sol Philosophie
bei Ihnen lernen, weise feyn und klug.

Ossa.

Es freut mich, dass ich nunmehr freier feyn
und klärer reden kan. Der junge Herr
hat unser Wort, und wir, mein Freund und
ich

ver-

versprechen uns , zu erlangen , was er
wünscht.

Herr von Rosenfeld.

Was wollen Sie? Für meinen Sohn bei mir
sich verwenden, seine Unbesonnenheit
zu hegen? Haben Sie nicht selbst für mich
entschieden? So geschwind vergift man doch
fürwahr sich nicht.

Ossa.

Ich spreche, gnädiger Herr,
auch jetzo noch, wie jenen Augenblick.
Wenn das Mädgen ist das was es ist, wenn
es nicht
ein Fräulein ist, so hat der Vater Recht.

Herr von Rosenfeld.

Jetzt wissen wir, von wem die Rede ist . . .

Ossa.

Rosetgen ist ein Fräulein.

Herr von Rosenfeld.

Möcht ich nicht
aus Unmuth lachen! Herr, ein Philosoph
mus beweisen.

Ossa.

Und ich beweise meinen Satz.
Ein Veilchen aus der Hecke ist einfach nur,
und schwach von Geruch, gefüllt und Wohl-
geruch
duftend ist das Veilchen, das das Gartenbeet
auf seinem Schoße trug; ein Angesicht
vol starker Geisteskraft kan folglich auch
nicht ein gemeines, mus ein Angesicht
von Stande seyn.

Herr von Rosenfeld.

Ist nicht ein Sprung gemacht?

Ossa.

Der Schlus ist fließend wie ein Silberbach,
mit keinem Puzwerk, keiner Tändelei
umhängt, durchsichtig wie der feinste A-
gath;
wir können, wollen wir, die Atomen sehn.
Der eine Atom ist ein bekantes Ding,
wird nach wie vor in tausendfache Gestalt
geeinzelt, fliegt, wie Staub zur Erndezeit,
mit einem freien Staate wirbelnd auf,
trägt ein ummauert hohes Tribunal
auf seinen Schultern, wird als Axiom

in

in einer Politic gequetscht, und geht
als allgemeiner Atom in meinen Schlus.

Herr von Rosenfeld.

Mein Herr, die Logic sol bei uns ihr Recht
behalten; Licht mus im Beweise seyn.

Der eine der Atomen, sprechen Sie,
in meinem Schlusse ist ein bekantes Ding;
und welcher ist es denn? Wie lautet er?

Ossa.

Ein Angesicht vol starker Geisteskraft
kan kein gemeines, mus ein Angesicht
von Stande seyn.

Herr von Rosenfeld.

Sehr gut. Jedoch das ist
noch nicht ein reiner Atom. Analysirt,
so werden zwei daraus; das Angesicht
des Menschen ist der Sitz der Geisteskraft,
das ist der eine Atom; ist diese Kraft
vorzüglich stark, so ist das Angesicht
von Stande, dieses ist der andre Atom.
Nu, welchen nennen Sie das bekante Ding?

Ossa.

Den lezten.

Herr von Rosenfeld.

Der erste also ist ihr Stolz?

Offa.

Der, der ist neu.

Silluc.

Hab ich es nicht gesagt?

Der gnädige Herr sind mehr als Philosoph.

Herr von Rosenfeld.

Sie schmeicheln mir. Ich wil mit diesem
Herrn

fortfahren. Ihr werther Name — er kömt
mir nicht

leicht wieder.

Offa.

Offa.

Herr von Rosenfeld.

Schön. Wir bleiben izt
bei unsrer jungen Braut. Sie machen sich
um Rosetten zweifelsohne sehr verdient.
Sie finden solchemnach ihr Angesicht
vol Geistesstärke, wie ein Angesicht
von Stande ist?

Offa.

Ossa.

So ist es, gnädiger Herr.

Herr von Rosenfeld.

Das befremdet mich. Das Mädchen ken ich
wohl.

Sie war nicht selten meine Schülerin,
weil meine Tochter ihren Umgang liebt.

Dafs sie nicht eitel ist, nicht üppig ist,
das ist kein Lob für sie, ihr Abscheu sind
die Laster und um alle Tugenden,
die eine Jungfrau schmücken, buhlt ihr Herz,
ein edel stolzes Herz, mit Leidenschaft.

Wie gelang es Ihnen, dieses Angesicht,
das so leicht erröthet, das am liebsten sich
in einen Schleier hüllt, so genau, so scharf
zu studieren?

Ossa.

Einmal hab ich sie gesehn,
und noch einmal, und niemals stundenlang,
Minuten nur. Minuten brauch ich nur,
fas einen Punkt, beschreibe einen Kreis,
zieh Strahlen aus, vier Strahlen zieh ich aus,
sind diese gleich, so ist die Rundung ächt,
so wohnt ein Geist vol hoher starker Kraft

im

im Angesichte; in den Mittelpunct des Kreises kan leicht jede Seelenkraft einfließen als in Einheit, und von da nach jeder Richtung stärker, treibender, wohin der Wille gebeut, ausströmen, und, wie ein Hauch Siberischer Winterluft in Reif den Morgenthau verwandelt, schneller noch dem feinsten Dunste der Anschaulichkeit dichtere Bestandheit geben, wenn ihn nun des innern Auges Blick umleuchtet, dann ist der Dunst Gedanke, und dann können sich die Seelenkräfte insgesamt zurück in den Mittelpunct ohn alle Stockung ziehen, und da vereint des Willens neuen Drang erwarten, so allein ist Gegenwart des Geistes möglich, so allein Vernunft von Stande thulich. Eines Angesichts Winkelfigur läßt ungestemten Lauf den Geisteskräften gar nicht zu. Wer hat je einen Winkel phantasirt, und schaut hiervon sogar das Wie nicht deutlich an? An Rosetten, unsrer schönen jungen Braut, fand ich ein Ideal zur Kreisfigur. Fürwahr sie hat sehr starke Geisteskraft, und mus, den einen Atom, das bekante Ding, als wahr vorausgesetzt, ein Fräulein seyn.

Herr

Herr von Rosenfeld.

Ein physiognomischer Schwung!

Ossa.

Ich habe mich
auf den Scharffin mehr als auf den Schwung
gelegt.

Herr von Rosenfeld.

Sie nun, Herr — — o! ihr Name klang
mir auch
ein wenig fremd.

Silluc.

Silluc.

Herr von Rosenfeld.

Sie haben uns,
Herr Silluc, sehr gedultig zugehört;
Sie sprächen doch wohl auch ein gutes Wort
für meinen Sohn und seine Fräulein Braut?

Silluc.

Mein Freund, Herr Ossa, hat es weit ge-
bracht,
allein er fordert einen scharfen Sin,

das

das sagt er selbst, und jederman erkennt,
 das sein Beweis ein gutes Auge wil.
 Wahr ist der Saz, ein Bauermädgen nicht
 ist unser schönes Liebgen, ein Fräulein ist,
 und das beweis auch ich dem, ders versteht.
 Mein Beweis ist anderer Art, ist Feuerkraft,
 ist Götterrath; wer mag ihm widerstehn?
 Die schwarzen Wolken zündet' er unter sich
 wie Stoppeln an, und die Atmosphäre flos
 wie ein Giesbach fort, und lichterl wars um
 ihn . . .

Herr von Rosenfeld.

Ich unterbreche Sie. Herr Ossa wird
 von Ihnen, hör ich, mächtig unterstützt.
 Mir werden Sie unüberwindlich seyn,
 allein die Mutter unsrer Braut — wie da?
 Die gute Frau sie hat ihr Töchtergen
 so herzlich lieb, und giebt die ganze Welt
 um diesen Schaz. Ich habe ohnedies
 nach ihr geschickt; Herr Silluc, warten wohl
 die Götter, bis die Mutter kömt?

FÜNFTER AUFTRIT.

*Die Vorigen und Erast.**Herr von Rosenfeld.*

Zu spät,

Herr Bräutigam. Wenn es Ihnen, meine
Herrn,

doch gefiel, in meinem Garten frische Luft
zu schöpfen. Ich komme nach. Ich hab
ein Wort

an meinen Sohn in der Angelegenheit,
die mir durch Sie so gros, so bedenklich
wird.

(Ossa und Sillus gehen ab.)

SECHSTER AUFTRIT.

*Herr von Rosenfeld, Erast.**Herr von Rosenfeld.*

Aus einer Thorheit in die andere?

Erast, brauch dies mein Schonen in der Zeit.

Erast.

Mein Vater, Thorheit, grose Thorheit ist
bei

bei diesem Schritte, aber warlich nicht auf meiner Seite. Das gesteh ich frei, zu diesen beiden Männern bin ich geflohn, ich bins und meine Liebe, die durch sie ein Herz bewegen wolten, das gewis nicht unbeweglich ist. Man rühmte sie, jedoch dafs ihre Weisheit Thorheit ist, hat freilich mir kein lauter Ruhm gesagt.

Herr von Rosenfeld.

Und wer, Eraß, hat dir das izt gesagt? Vor wenig Stunden hieltest du sie noch für Weise, und izt — wofür? Nicht übereilt!

Bist du nicht ungerecht?

Eraß.

Das bin ich nicht.

Ich habe sie in diesem Zimmer erst gehört und erkant. Der eine, Ossa, mißt das Angesicht mit Zirkelstrahlen aus, und ist, ich wette, ein Physiognomist.

Herr von Rosenfeld.

Das ist er.

Eraß.

Der andre, Silluc nent er sich,

o, der ist ein Comet; ich fürchte sehr,
wenn er einmal verlöscht, daß uns der Dampf
den ganzen Sternenhimmel rauben mag.

Herr von Rosenfeld.

Du kennest sie. Der erste hat sich mir,
verrathen, sprach ich, wie ein Träumender
im Schläfe redet, wenn er nicht vorher
darauf studiret hätte, der andre sprach
von Atmosphäre und von Götterrath
und Feuerkraft;

Erast.

er ist Mercur, und sie,
die, zu baden, manchmal in die Sonne geht,
die liebliche Sternenschöne ist seine Frau.

Herr von Rosenfeld.

Du kennest sie. Und, Sohn, Verirrungen
des Geistes soltest du so meisterhaft
verstehn, bei ihrer Täuschung so gesetzt
so entschlossen seyn, und deinem Herze nicht
zu rathen wissen, wenn es sich einmal
in einer kleinen Unordnung verliert?
Ich wünschte, daß mein Beifal dir nicht ganz
gleichgültig wär. Wohlan! Ist er es nicht,

so neige dich. Jezt hast du noch das Recht
der freien Wahl, den Vorthail, mir zuvor
zu kommen. Rede; wer erhält den Preis
in deinem Herze? Rosette oder ich?

Erst.

Mein Vater, beide.

Herr von Rosenfeld.

So begeb ich mich
des Antheils, den du mir noch lassen wilst.
Geh nun, geh, vaterlofer Sohn, volzieh
das Bündnis, bring dem Mädchen, das du
liebst,
das Erbtheil ganz, ein unschätzbares Gut,
den Gehorsam, den ein treuer Vater heischt.
Die Sommerlaube wird wie nie vorher
mit Erfrischung euch letzen und mit holder
Ruh.

SIEBENTER AUFTRIT.

Erst.

O Zärtlichkeit, so schrecklich ist deine Ge-
stalt?

Nun

Nun ganz verlassen! Nun erst? War ich es
 nicht mehr, da ich so hoffnungsvoll entfloh,
 mir, mir entfloh, und wo die Weisheit selbst
 zu wohnen schien, die gesuchte Hülfe fand?
 O daß ich dich, mein holder Morgentraum,
 verrathen habe! Keusche Liebe, dich
 den Thoren preis gegeben! Hüllet euch
 in den Zaubermantel, umlarvet euch, und
 schwört

den Eidschwur am Altare, ihr täuschet nur,
 wo um euch der Weltruhm einen Dunstkreis
 zieht.

Wohin, wohin, o du mein liebendes Herz,
 verlorst du dich? Wo aber bin ich jetzt?
 Zwar nicht verrathen mehr, ein Raub nicht
 mehr

der Thorheit, der ich lache; werd ich nicht
 mir selbst ein Raub seyn? Ist er noch so
 fern

der schreckliche Augenblick, da ich, ich mir
 das Urtheil sprechen sol? Ist freie Wahl
 noch möglich, wo ein Abgrund vor mir ist,
 ein Abgrund hinter mir? Dich, die ich mir
 vor einer Welt erwählte, solt ich nicht
 durch die Fluthen tragen, aus der Flamme
 nicht

dich retten, in der Wüste nicht den Wolf
 jagen wie ein Reh, wenn du an der Quelle
 ruhst,
 und um dich her ein Lustgefilde blüht,
 wo eine Wüste ist? O führet mich
 in den Sturm der Elemente, lasset mich
 um sie kämpfen mit dem schlaunen Tiger selbst,
 nur mit der Zärtlichkeit des Vaters nicht.
 Solt ich, du bester aller Väter, nicht
 den Dolch dem Mörder aus der eisernen
 Hand
 winden? Nicht um dein Gezelt, bis der
 Tag anbricht,
 wachen, daß kein Ungethüm den süßen
 Schlaf
 und die sanfte Ruh dir raube? O führet
 mich
 in der bluthigen Schlacht Tumulte, heiset
 mich
 die Frühlingsluft im blühnden Thal um ihn
 verleugnen, sie nur, meine Schöne nur
 nicht.
 Der Augenblick, der nicht gefürchtete
 überrascht mich; und ich fliehe nicht zu ihr?

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRIT.

Rosette.

Und so allein in dieser großen Welt!

Hät ich doch nur mein Blumenkörbgen da,
und Blumen, angenehmer, schöner noch,
als Rosen, Nelken und Leucoien,
ich wänd den Kranz der edlen gnädigen Braut.
Aber ach, sie wird einher treten, um den
Hals

von Smaragden eine Kette, einen Straus
von Rubinen am ofnen Busen, und das Haupt
funkelnd, wie der Sternenhimmel; und ich,
ich hier?

Sie erwarten? Ha! Sie erwarten? Ich, sie
sehn?

Warum nicht? Wisset, edel ist mein Muth,
und männlich gnug dies jungfräuliche Herz,
ihm, wenn er es verrathen könnte, Hohn
ins Angesicht zu sprechen. Köndest du —
Eraft, Geliebter, nein. Vergieb — je-
doch

was vergeben? Mein Gedank' an dich ist
 noch
 von Argwohn frei, ist lauter, ist noch rein,
 wie unfre Liebe ist. Mein Geliebter ging
 in den Garten, wolte einsam seyn; Erast,
 auch einsam ohne mich?

ZWEITER AUFTRIT.

Rosette, Amalia, Irene.

Rosette.

Wie Amalia
 so angenehm zu überraschen weis!
 Ich fürchtete schon . . .

Irene.

Warum betrübst du mich,
 Rosette?

Rosette.

Allerliebste Mutter, ich?
 Betrüben? und mein Auge weinte nicht
 der Reue bitre Zähre, nezte nicht
 die geküßte Hand, und innige Traurigkeit
 zitterte auf meiner Lippe nicht, für mich

Ver-

Vergebung zu erflehn?

Irene.

Ich höre dich
manchmal sehr gern, wenn du, wie du sie
nennt,
in deiner Lieblingssprache mit mir sprichst,
allein jetzt, gutes Mädchen, hör mich an,
und gieb mir kurz und gut ja oder nein
zur Antwort. Wilst du mir den gnädigen
Herrn
zum Feinde machen, diesen lieben Herrn,
der uns so werth ist?

Amalia.

Die Gefahr ist izt
so gros noch nicht. Mein Vater gab mir
selbst
Rosetten an die Hand, und empfahl sie mir;
sie sey dir immerhin, Amalia,
die erste Freundin, sprach er.

Irene.

Nu, so kom,
Rosette, dass wir gehn! Die großen Herrn
und die gnädigen Frauen wohnen in der Stadt,

in kostbarn Zimmern, laß dich nicht, mein
Kind,

von deinem Auge verführen, denke doch,
du bist ein Bauermädgen, stehest izt
in deiner schönsten Blüthe, und unverfehrt
wie du ist dein Rosenbäumen immer noch
vor deinem Kammerfenster, kom mit mir,
und warte es, und gies dein Blumenbeet,
wenn der kühle Abend kömt, und sing mit
mir

ein schönes Danklied für die holde Ruh,
die in unserm Hütgen wohnt, und ungestöhrt
in unserm Herze auch.

Amalia.

Dann kom ich auch,
und singe mit, und geh auch mit zur Ruh,
wo Rosette schläft, in das kleine Kämmer-
gen,
und schlumre eine angenehme Ruh,
bis uns die Nachtigal im Thale weckt.
Stil, stil — Sie sind es — ja, mein Vater
kömt
mit seinen Philosophen. Nun ist's Zeit,
wir müssen gehn, Rosette und ich.

Irene.

Irene.

Und ich?

Amalia.

Hier bleiben.

DRITTER AUFTRIT.

*Irene, Herr von Rosenfeld, Ossa,
Silluc, ein Bedienter.*

Herr von Rosenfeld.

Irene, euch verlangte ich
zu sprechen. Hat euch nicht Amalia
von der Sache schon etwas bekant gemacht?

Irene.

Ja, bester gnädiger Herr; mein Töchtergen
ist auch schon auf dem Wege, Sie mögen ihr,
ich bitte sehr, verzeihn.

Herr von Rosenfeld.

Rosette war
sogleich entschuldigt, meinen Sohn allein
traf alle meine Unzufriedenheit.
Ich wehrs ihm nicht, doch das verlange ich,

er sol beim Stande bleiben. Und höret nun, Irene, was das Glück für Streiche spielt, dafs Rosette eine gnädige Fräulein ist.

Irene.

Rosette, meine Tochter, gnädiger Herr?

Herr von Rosenfeld.

Sie selbst und keine andre.

Irene.

Gutes Kind,
dein Leichtsin wird empfindlich gnug gestraft.

Herr von Rosenfeld.

Ich versteh euch, Mutter, ihr haltet es für Spot.
Und kennet ihr mich nicht? Wenn sprach
ich je
der frommen Unschuld Hohn? Seht hier
zwei Herrn;

es sind hochweise, die beweisen euch,
dafs man dafür erschrikt, sie beweisen euch,
dafs eure Tochter eine Fräulein ist.
Ihr solt nur hören, ich verbürge euch
das Recht, das ihr in dieser Sache habt,
das unumschrenkte Recht des Widerspruchs.

Irene.

Das wär nun wohl die erste Thorheit nicht,
die ich anhörte.

Herr

Herr von Rosenfeld.

Gut. Herr Silluc, Sie sind Man für ihre Göttin, zeigen Sie, daß ihre Weisheit keine Thorheit ist.

Silluc.

Auch das ist an der glühenden Kette ein Glied. Thorheit, im Schwung sprüh Feuerfunken umher,

daß der Erdegeist, der lastige Sinnengeist, zifche, und fühle, daß du nicht bist das was du bist.

Ich flog hinauf den unermeslichen Flug aufs Lichtgebirge, wo der Saturnische Hain die äußere Klippe umkränzt, da hörte ich rieseln und rauschen, und sah mich dreimal um, und nirgend war ein Bach. Da stand vor mir der Trabanten einer — Erdesohn, du hörst rieseln und rauschen; siehst du einen Bach? — Trabant, ich höre nur, und sehe nicht; — Wer kan sie zählen? Unendlich ist die

Zahl der Ströme; wisse, das ist Anziehungskraft und Sympathie, Erdesohn, sie quellen hier, und ergießen strömend sich in die Geisterwelt, strömend in den Lichtgeist und den Erdegeist. Ich lasse mich hernieder, gnädiger Herr,
weil

weil diese Frau mich doch verstehen sol.
 Was folgt nun, frag ich, aus der Anzieh-
 kraft,
 die auch den irdnen Sinnengeist durchströmt?
 Er ist nicht mehr, als der Lichtgeist, weniger
 ist der saftige Erdegeist, und jener bleibt
 in seinem Kreise, nimmer steigt der Trabant
 des alten Saturn hinunter in den Kreis
 des mächtgen Jupiter, und so ist es auch
 um den Erdegeist; er wolle oder nicht,
 er ist in seinem Kreise, Anziehungskraft
 und Sympathie die ziehen ihn, er mus,
 sie halten ihn, er mus. Und nun, was folgt?
 Wenn ein adlicher Herr ein Bauermädchen
 liebt,
 so ist das Mädchen das nicht, was es ist,
 ein Fräulein ist's, der verliebte adliche Herr
 mus, wenn er liebt, in seinem Kreise seyn,
 und ist es auch, ob ers gleich selbst nicht
 weis.

Jetzt wil ich hören, was mir diese Frau
 entgegen spricht.

Herr von Rosenfeld.

Ich wünschte doch für sie
 noch eine Aufklärung.

Silluc.

Silluc.

Wer schweigt, giebt sich
gefangen, das ist uns ein alt Gesetz.

Ich nehme diese Frau als überzeugt,
als Gefangne an. Wir haben unser Wort,
ich und mein Freund, dem jungen Herrn er-
füllt.

Er kan bei seinem Mädgen wohlgemuth
von Stund an wohnen, denn er ist bei ihr
in seinem Kreise. Trösten könnt ich wohl
die gute Frau da, sah sie mir nur nicht
so trotzig aus. Hört, gutes Müttergen,
seyd nicht unwillig, es ist Götterrath,
ist Schiksal, Kettenchwung, der Anziehungskraft
unsichtbarer Drang, ist Erdelos, ist Glück.
Der hohe Götterrath mus das Gefühl
der Erdegeister jezt, und wiederum,
und noch einmal wecken, und nur einen
rührt

der Kette Schwung, und alle schrecken auf.
Das Mädgen, schöner als die Grazie,
die die Göttin, unsre Venus meine ich,
ins Morgenbad begleitet, schmerzet euch;
last seyn, es wird bald eine gnädge Frau,
denn es ist ein Fräulein. Euer Töchtergen

das

das kömt wohl heute noch, wie Mondelicht,
 wie ein Abendlüftgen angenehm und hold,
 vor euer Kammerfenster, klopft und spricht,
 Müttergen, ich bin Rosette, las mich ein.
 Das müst ihr fassen, es ist nicht alzu hoch,
 und ist der Trost, den nur der Astrolog
 euch geben kan. Das Lichtschlos über euch,
 am Abend, wenn der Dunstkreis sich ver-
 dampft,
 könnt ihr es sehn, ist einer Königin
 Palaß, Lucina nent der Astrolog
 die Göttin. Diese hat mit der Zauberin,
 die Venus mein ich, einen Bund gemacht,
 die Erdetöchter, die die Zauberin
 in Wolken hüllen würde, zu erziehn.
 So haben sie ihr Spiel, und der Erdegeist
 weis nichts darum. Die Sternenschöne gießt
 bald ein asurnes, bald ein rofiges,
 bald ein helweises, bald ein goldenes
 Wölkgen um das Mädgen, und das Wölkgen
 hebt
 almählig sich, Lucina siehts, und schwimmt
 in ihrem Schlosse hervor, empfängt das Kind,
 und das Wölkgen wird Atom. Da Venus
 euch,
 Müttergen, das holde Fräulein auf den Schoß
 legte,

legte, hob sich euer trautes Töchtergen
 wie ein rosig Wölkgen schwebend in die Höh.
 Lucina bringts euch wieder, tröstet euch.
 Gnädger Herr, so eben stos ich auf etwas,
 das mich belustigt; es ist ein Seitenblik
 der Phantasie. Ein Dichter, from und
 keusch,

wolt gern, dafs seine Anziehungskraft in ein Lied
 feierlich und erhaben brauste wie das Meer,
 oder als ein tiefer heller Strom, worin
 Lucina und ihr ganzes Schlos mit ihr
 sich spiegeln möchte, sanft hinwallete,
 und geht hinaus aufs Feld bis an den Bach,
 legt Stein auf Stein am Ufer, und umkränzt
 den Altar, zündet an sein Feuergen,
 und schüttet aus sein Rauchwerk, wie ers hat,
 das Nusblat und das Veilchen, und der Rauch
 steigt auf, und sein Gebet wie Opferdampf;
 Lucina, keusche Göttin, höre mich.

Du guter Erdegeist, begehrtest du
 zum Kus ein holdes Mädgen in den Arm,
 Die Göttin hörte dich; du aber wilst
 ein Lied? O, glaub es, wärst du noch so
 from,

Lucina giebt dir nicht ein Singedicht.
 Du bist der Erde noch zu nah. Hinauf
 und

und tief hinein! Dein Phöbus wohnet nicht
in einem Schlosse, in des Feuerbergs
Tiefe hat er sich gestürzt; nicht in der Nacht,
am Tage läst dein Got sich sehn.

Herr von Rosenfeld.

(zu dem Bedienten.)

Johan,
Sie sollen kommen.

Silluc.

Das war nur, wie gesagt,
ein Seitenblik, ein Scherz der Phantasie.
Und Frau Irene vergesse immerhin
den Dichter, seinen Altar und sein Lied,
wenn sie nur das gefast hat und behält,
was sie erheben, was sie trösten kan,
wenn über ihr die Göttin lächeln wird.
Irene, gnädger Herr, heist diese Frau?

Herr von Rosenfeld.

Das ist ihr Name.

Silluc.

Ist fürwahr ein Wort
von Ansehn; manche grose Kaiserin

hat

hat sich damit geschmückt. Ihr seyd noch
 izt,

Irene, meine Sklavin, ich machte wohl
 Triumph aus euch, wär ich so eitel stolz,
 wie mancher Kriegsheld ist; das bin ich nicht,
 ich las euch frei, der Name ist es werth,

Herr von Rosenfeld.

Sie krönen also ihren großen Sieg
 mit einer Grosmuth.

Silluc.

Bilde mir darauf
 auch etwas ein.

Herr von Rosenfeld.

Ich lasse jetzt die Braut
 und den Bräutigam kommen, dafs, wens
 möglich ist,

das frohe Paar sich heute noch verlobt.
 Mein Sohn wird Ihnen seine große Schuld
 entrichten, meine Herrn, und mein Johan
 hat schon Befehl, er ist im Vorgemach,
 er führet Sie in meinen Speisesaal.

(Die Sophen gehen ab.)

VIERTER AUFTRIT.

Herr von Rosenfeld, Irene, Erast, Rosette, Amalia.

Herr von Rosenfeld.

Irene, ihr habet eure Tochter noch,
ich aber, ach, verliere meinen Sohn.
Erast, du hast dein Mädgen, bleib ihr treu;
der Gehorsam, welchen du mir schuldig
warst,
der ist von jetzt an deine Pflicht nicht mehr,
denn ich, ich wil nicht mehr dein Vater
seyn.

Irene.

Ich sinke — Vater — ach! Wo ist mein
Kind?

Rosette, Rosette — —

Amalia.

(Irenen am Arme.)

Rosette ist bei mir.

Erast.

Mein Vater, Abschied mus genommen seyn;
las mich nur diese Augenblicke noch
der

der Liebe, und dann kenne deinen Sohn.

(zu Rosetten.)

Geliebte Rosette, meine Einzige,
ich reichte diese treue rechte Hand
dir mit Entzückung izt, und führte dich,
dein Verlobter, ein in meines Vaters Haus,
und unsrer Liebe schöner Wonnetag
klärte sich aus feinen Morgenwolken auf,
und umkränzte sich zur Feier, aber, ach,
wir müssen, eine hohe heilige Pflicht
gebietet mir, wir müssen, Englische,
uns trennen, eh der feierliche Eid
das Bündnis unsrer Treue heilig macht.
Wir sehen ihn, den Tag der Liebe, schon
in seiner Morgenröthe untergehn,
jedoch er bricht uns — bis zum Wieder-
fehn,

(er küßt ihr die Hand.)

mein Engel — ja, er bricht uns wieder an,
und klärt sich auf zu einer Ewigkeit.

Rosette.

Darf ich nicht lieben, nu, so darf ich doch
um den Geliebten weinen. Gute Nacht,
es wird doch nunmehr alles Nacht um mich.

Eraft.

Mein Vater, bin ich jetzt noch Sohn?

Herr von Rosenfeld.

Eraft,

du überwindest mich, umarme mich.
Rosette, lieben darfst du, weine nicht,
Sohn, führ sie ein in deines Vaters Haus.

W.

DER

DER IDEALIST, WIDERLEGT DURCH SICH SELBST.

Nicht der grobe, der feine Idealismus ist der Gegenstand dieser Untersuchung; ich meine denjenigen, für welchen sich *Weishaupt* in seinem Fragmente begeisterte, und in der Critic der reinen Vernunft *Kant* feierlich sich erklärt hat. Sonder Zweifel wird nun endlich hier und da in tiefer Stille manch unerhört künstlich Systemen nach Erscheinungen phantastirt. Idealistische Angriffe hat man schon sehr zuversichtlich und an nichts geringers gewagt, als an alle Beweise für das Daseyn Gottes. Der Beweis, spricht man unter andern, für das Daseyn Gottes aus der Natur ist Betrug, denn die Sinnenwelt ist nur Erscheinung. David, David, deine Psalmen! Wie kannst du dich
H 3 doch,

doch, Man Gottes, so aufrichtig begeistern? Hören gehen die Stimme des Herrn auf den Wassern, den Got der Ehre donnern, den Herrn auf großen Wassern? Lieben Herren, stöhret ihn nicht; denn gewis, wenn David ein Idealist wird, wirft er seine erhabensten Psalmen in das todte Meer.

Ich habe über den Idealismus nachgedacht, entschlossen, ihn anzunehmen, daran zu glauben und danach zu leben, wenn ich ihn annehmlich fand und bewährt, allein ich fand ihn in Kants Critic sowohl als in Weishaupts Fragmente durch sich selbst widerlegt. Was die feinen Idealisten auch immer für eine Sprache führen, darin kommen sie überein, daß wir durch al unser Denken weder die Natur einer Sache noch überhaupt irgend einen Gegenstand kennen lernen. „Wir haben sagen wollen, spricht Kant, daß alle unfre Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung sey, daß die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen, und daß, wenn wir
unser

unser Subject oder auch nur die subjective Beschaffenheit der Sinne überhaupt aufheben, alle die Beschaffenheit, alle Verhältnisse der Objecte im Raum und Zeit, ja selbst Raum und Zeit verschwinden würden, und als Erscheinungen nicht an sich selbst, sondern nur in uns existiren können. Was es für eine Bewandnis mit den Gegenständen an sich und abgefondert von aller dieser Receptivität unserer Sinlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekant. Wir kennen nichts als unsere Art sie wahrzunehmen, die uns eigenthümlich ist, die auch nicht nothwendig jedem Wesen, ob zwar jedem Menschen zukommen mus. Mit dieser haben wir es lediglich zu thun., In dieser Stelle erklärt sich Kant sehr deutlich und sehr bestimmt über die Natur des feinen, oder, wie er ihn nennt, transcendentalen Idealismus, der überhaupt der Geist seiner Critic, dieses so berühmten Werkes, ist. Diesem Idealismus setzt er ganz richtig den transcendentalen Realismus entgegen — „Der transcendente Realist stellet sich also äußere Erscheinungen, wenn man ihre Wirklichkeit einräumt, als Dinge an sich selbst vor, die unabhängig von uns und unserer Sin-

lichkeit existiren, also auch nach reinen Verstandesbegriffen außer uns wären.„ So bestimmt Kant selbst das Eigenthum des transcendentalen Realisten, und ich füge nichts hinzu, als daß dieser Realismus reine gesunde Vernunft ist. Zwar sucht ihn der Kunstrichter verdächtig zu machen, indem er vorgiebt, der transcendente Realist sey es, der nachher den empirischen Idealisten spiele, allein das braucht er fürwahr nicht als transcendentaler Realist zu thun, denn als solcher „setzt er von Gegenständen der Sinne voraus, daß, wenn sie äußere seyn sollen, sie an sich selbst auch ohne Sinne ihre Existenz haben müßten,„ das setzt er nicht *fälschlich* sondern richtig voraus, in diesem Gesichtspuncte findet er — mit Kantischen Worten — alle unsere Vorstellungen der Sinne unzureichend, die Wirklichkeit jener Gegenstände gewis zu machen; muß er denn aber darum die Wirklichkeit der Gegenstände leugnen? Ein empirischer Idealist seyn? In diesem Argumente ist keine Folge; der transcendente Idealist konnte sich dabei nicht verleugnen. Und wenn unmittelbar darauf diesem das Lob gegeben wird, daß er ein empirischer Realist seyn könnte, so

wird,

wird, was zu vermuthen stand, das ganze Lob ein Wortspiel. „Denn weil er die Materie und fogar deren innere Möglichkeit bloß für Erscheinung gelten läßt, die, von unserer Sinlichkeit abgetrent, nichts ist, so ist sie bei ihm nur eine Art Vorstellungen (Anschauung), welche äußerlich heißen, nicht, als ob sie sich auf an sich selbst äußere Gegenstände bezögen, sondern weil sie Wahrnehmungen auf den Raum beziehen, in welchem alles außer einander, er selbst der Raum aber in uns ist.“ Das Wortspiel bedarf keines Commentars. Aber indem ich diese Stelle noch einmal prüfe, entdeck ich etwas wichtigeres, das allerdings verdient entwickelt und von dem Idealisten beherzigt zu werden. Wenn der Idealist fogar die innere Möglichkeit der Materie für Erscheinung gelten läßt, die, von seiner Sinlichkeit abgetrent, nichts sey, so kan er doch fürwahr außer seiner Sinlichkeit keines Gegenstandes Daseyn gelten lassen, denn Daseyn ist nichts anders als individuelle innere Möglichkeit. Man fasse den Streitpunct wohl! Die Frage betrifft das Anerkennen und das Leugnen des Daseyns. Kurz vorher redete Kant dem Idealisten das

Wort also — „Unter einem Idealisten muß man nicht denjenigen verstehen, der das Daseyn äußerer Gegenstände der Sinne leugnet —, Diese Apologie, sprech ich, wird hier widerrufen, wo er sogar die innere Möglichkeit der Materie für Erscheinung erklärt, die außer seiner Sinlichkeit nichts sey. Daseyn und innere Möglichkeit sind Einerlei, nur, um also zu reden, auf verschiedenen Stufen. Wer also außer seiner Sinlichkeit diese für nichts erklärt, erklärt eben dadurch auch jenes dafür. Ich wünschte, daß dieser in den Behauptungen des feinsten Idealisten entdeckte Streit die andern aufmerksam mache. Das Meer der idealistischen Erscheinungen läßt keinen an der Goldküste der Wahrheit landen. Der Idealist findet nirgend Ruh als in der Unruhe, nirgend Befriedigung als im Zweifel. *Weishaupt* führt nur bei einerlei Sache verschiedene Sprache. Bei diesem Idealisten spielt die Organisation den Denker, oder vielmehr den Täuscher. Und diese Täuschung, meint er, sey im Grunde die Sache selbst, so fern sie von Wesen dieser Art erkannt werden könnte. Diese Sprache ist kühn, so redet nicht leicht ein feiner Idealist. De-

sto

ſto mehr Verleugnung äußert er bei der Frage, wie der Idealift zu der Erkenntnis eines Gottes gelange. Der Idealift, behauptet er, ſehe Wirkungen, ſo gut als ein Anhänger eines jeden andern Systems, er ſchließe von dieſen auf eine Urfache, dieſe Urfache erkenne er als eine abermalige Wirkung, und ſchließe alſo auf eine weitere, und endlich auf eine letzte, höchſte und allgemeine Urfache von der ganzen Natur. Ich wünſche dieſem würdigen Manne Glück, daß die Hypotheſe der Täuſchung ihn da geſcheuet hat, wo die Ueberzeugung ewiges Leben iſt. Der Idealift, der ſeinem Mädgen treu bleibt, hält die vernünftige Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes für Unvernunft. Got, oder höchſtes Weſen iſt ihm eine Idee, die er annimt, um ſeinen Welterſcheinungen ſyſtematiſche Einheit zu geben. Die Fragen, was das höchſte Weſen für Eigenſchaften habe, und ob es wirklich ſey, nent er Unſin, und ſo nur ſtimmt er mit ſich ſelbſt überein. Es iſt ihm daher einerlei, ob man beim Anblicke der Natur ſage, Got hat es weiſlich ſo gewolt oder die Natur hat es alſo weiſlich ge-
 ord-

ordnet. *) Doch genug hiervon. Ich wolte nur der Deutlichkeit wegen zeigen, worin das Unterscheidende des feinen Idealisten bestehe. Nun wende ich mich zu meinem Ziele, und beweise, daß er sich durch sich selbst widerlegt.

Bei dem Weishauptischen Fragmente mache ich den Anfang. Weishaupt bringt alles auf absolute und relative Wahrheit. Relative Wahrheit, Täuschung und Erscheinung sind ihm gleichgültige Ausdrücke. Diese, die relative Wahrheit, gehöre, spricht dieser Idealist, für uns, sonst nichts. Wir Armen! Da schwimmen wir auf einem Meere von Täuschungen, und wissen es noch darzu, das ist die Vollendung des Jammers. Die Blume des Frühlings und der gestirnte nächtliche Himmel wissen uns zwar dieses fatale Bewußtseyn ganz erträglich zu machen, indem sie durch ihren regelmäßigen Wechsel sogar der menschenfeindlichen Täuschung das Spiel verrücken, aber die Geliebte unsers Herzens, der Freund unsers Busens! — Idealismus,

*) Siehe Kants Critic der r. Vernunft. S. 685. ff.

o grausame Wohlthat! — — Stil, stil!
 Es ist so gefährlich nicht. Die Hypothese
 der Täuschung wird sich sogleich selbst wie-
 derlegen. Ihr Vertheidiger giebt uns über
 absolute Wahrheit folgende Erklärung —
 „Absolute Wahrheit ist das, was an und für
 sich an der Sache selbst ist. Sie ist diese un-
 sichtbare Kraft, die uns durch ihre Wirkun-
 gen erscheint, auf uns verschiedentlich orga-
 nisirte Wesen verschiedentlich wirkt. Sie
 ist nicht für diese Sinne, Gestalt, für diese
 Weltform, oder für Menschen. Sie kan nie-
 mals geändert werden. Diese Kraft bleibt
 Kraft, wirkt alzeit, wirkt auf verschiedene
 Subjecte auf verschiedene Art, so wie sie es
 leiden, ihrer Receptivität gemäs, und wird
 eben dadurch der Grund und die Quelle aller
 Erscheinungen und unsrer relativen Wahrheit.
 Dies ist es alles, was wir von ihr wissen.
 Absolute Wahrheit ist für Got, und für Got
 ganz allein.“ Und wenn das wahr wäre,
 müste Weishaupt Got seyn, denn so eben hat
 er uns sogar das Original aller absoluten Wahr-
 heit durch bejahende und verneinende Cha-
 ractere beschrieben, absolute Wahrheit ist al-
 so auf eine sehr vorzügliche Art für ihn. Was
 wird

wird er nun thun? Wird er auch diese Beschreibung für Täuschung erklären? Das kan er nicht, wenn er auch wolte, er erklärte ja die absolute Wahrheit für relative. Er wird also, um nicht Got seyn zu wollen, die Hypothese der Täuschung oder den Idealismus als eine Grille, die alle, die sie annehmen, auf ähnliche Art anführt, verwerfen.

Man kan es nun schon durch Induction beweisen, dafs der Idealismus mit denen, die sich ihm ergeben, sein Spiel hat. Unlängst wuste er einige zu bereden, Nothwendigkeit und Zufälligkeit wären nicht Eigenschaften der Dinge selbst, sondern bloße Verstandesregeln, die in der Sinnenwelt unfre Erkenntnis leiten solten. — — Wie gerufen! Ich mus die Augenblicke des Zusammentreffens nutzen. Sie sind es doch? Traute Herren Idealisten, Sie sind es, nun im Schatten dieser Linde und auch in meiner Seele gegenwärtig. Ich denke Sie mir, wie Sie ohne Zweifel an und vor sich betrachtet vor mir stehen mögen, die Füße auf der Erde, die Häupter in der Luft, als betrachteten Sie diese majestätische Linde und den Himmel über ihr.

Sie

Sie sprechen also heute noch wie gestern, Nothwendigkeit und Zufälligkeit wären nur Verstandesregeln und keinesweges etwas die Dinge selbst betreffendes? Das hat Ihnen der Idealismus vorgespiegelt, und ich wil Ihnen dardun, dafs er Ihrer nur spottet. Wenn Nothwendigkeit und Zufälligkeit Verstandesregeln sind, so müssen sie eben darum auch Eigenschaften der Dinge selbst seyn, ja sie werden jenes, weil sie dieses sind. Ich dürfte mich, diese Wahrheit zu beweisen, nur auf die Verhältniß berufen, die der denkbare Gegenstand gegen den Verstand hat, allein ich wil mich diesmal ganz nach Ihnen bequemen. Nothwendigkeit und Zufälligkeit, sprechen Sie, sind Verstandesregeln — — bloße, bloße Verstandesregeln — gut! Auf das genaueste bestimmt — hängen an den Dingen selbst nicht, ganz und gar nicht, weder inhärirend noch adhärirend — sollen nur die Erkenntnis in der Sinnenwelt leiten. Nun ist die Streitfrage gebildet. Wohlan denn! Wo es Verstandesregeln giebt, da giebt es doch auch wohl Verstand? Sonder Zweifel. Was für Verstand meinen Sie? Objectiven oder subjectiven? Objectiven Verstand giebt es, zum

zum Beispiel, in Wolfs vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, fünfte Auflage, in Aristoteles zehen Büchern an den Nicomachus, mit einem Index Gracitatis, klein Folio. Rühmte man in diesem Sinne von Ihnen, Sie hätten großen Verstand, so müßten Sie große Büchereschätze haben, hies es, Ihr Verstand wäre gut, so könnten Sie immerhin nur Schätzen haben, aber ausgefucht müßten Ihre Schätzen seyn. — Davon ist jetzt die Rede nicht. — Das denk ich auch. Also von subjectiven Verstande. Und was ist denn subjectiver Verstand? So fern subjectiver Verstand ein allgemeiner Begriff ist, ist er dem Idealisten ohne Inhalt, denn für allgemeine Begriffe hat seine Sinlichkeit keine Form. Und fürwahr wo man Nothwendigkeit und Zufälligkeit für Verstandesregeln erklärt, da ist der subjective Verstand allgemeiner Begriff. Was blieb also bei unserm Streite ihr Antheil? Ein Wort ohne Sin. Ich sprach nun laut und öffentlich, Sie hätten gar keinen Verstand, und Sie müßten, als treue Idealisten, die Hand auf den Mund legen und schweigen. Denn Sie müßten doch mit mir über die Bestandtheile eines absoluten

Din-

Dinges überein kommen, wenn Sie sich über den Besitz desselbigen rechtfertigen wolten, von einem absoluten oder allgemeinen Dinge aber wollen Sie ganz und gar nichts wissen, folglich müßten Sie das Opfer machen, dem Idealismus müßten Sie Ihren Verstand opfern. Das wäre hart. Nein, nein, Märtyrer sollen Sie durch mich nicht werden. Ich halte mein Wort und bequeme mich nach Ihnen. Von dem allgemeinen Begriffe darf ich mit Ihnen nicht ausgehn, sonst sind Sie verloren. Eine andere Wendung! Wie, wenn wir auch die Sprache der beliebten Veränderung wegen abänderten? Könnte ich nicht ihren subjectiven Verstand auch Seelenkraft, oder Geist, oder Geisteskraft nennen? — — Wilde Worte! — — entrüsten Sie sich nicht. Ich treffe das idealistische Lieblingswort. Ihr Verstand ist Ich oder Selbstich, versteht sich, keines Fremden Ich. Nun ist Ihnen der Beweis leichter. Jeder insbesondere kettet folgenden Schluß — Mein Verstand ist mein Ich, mein Ich ist mir Erscheinung, meine Erscheinung ist mir untrügliche Gewisheit, folglich ist mein Verstand mir untrügliche Gewisheit, das heißt, ich habe Ver-

H. B. I stand.

stand. Theure Herren, wenn sie mit sich selbst kämpfen, mag dieser Kettenfchluß wohl wirksam seyn, aber wider einen andern, der Ihnen den Verstand abspricht, dürfen Sie nicht ein Glied daran regen, denn Ihre Erscheinung ist nicht die Erscheinung eines jeden andern, wer er auch sey, und Ihr Selbst ist nicht das Ich eines Fremden. Ich für meine Person wil Sie nicht ängstigen; ich glaube, daß Sie Verstand haben. Auch wil ich meine gerechten Ansprüche auf die Beantwortung der Fragen, was Nothwendigkeit, was Zufälligkeit sey, die Sie ewig schuldig bleiben werden, nicht geltend machen, und wil zum Schlusse eilen. Sind die Nothwendigkeit und das Zufällige Verstandesregeln, so mus ein Endzwek dabei seyn, denn eine Regel ohne Endzwek wär eine Stenadel ohne Spitze. Sie selbst geben den nächsten Endzwek an, und setzen ihn ganz richtig darin, daß sie unsere Erkenntnis in der Sinnenwelt leiten sollen; dieser Endzwek führt unmittelbar auf den entfernten, der ohn alle Zweideutigkeit die Wahrheit in Betref des Nothwendigen und des Zufälligen ist, damit der Verstand nicht Zufälligkeit zu finden

den

den glaube, wo die Nothwendigkeit herrscht, oder für nothwendig gelten lasse, was zufällig ist und war und seyn wird. Werden dabei die Nothwendigkeit und die Zufälligkeit nicht an den Dingen selbst vorausgesetzt? Ohne diese Voraussetzung wären sie als Verstandesregeln nicht allein unnütz, sondern auch unmöglich, wären ein leeres Wort, wie *allgemeiner Verstand* in der Sprache des Idealisten. Können Sie es wohl dem Idealismus noch vergeben, daß er Ihnen weis gemacht hat, Nothwendigkeit und Zufälligkeit wären bloße Verstandesregeln? Leiteten unsere Erkenntnis in der Sinnenwelt, und die Dinge selbst hätten doch keinen Theil daran? — — Meine Herren von Verstande sind mir verschwunden wie Erscheinungen.

Ich komme nun zu dem Meisterwerke. Kant hat es in seiner *Critic der reinen Vernunft* darauf angefangen, den Idealismus weit über den Rang einer Hypothese zu erheben. In der That, wenn diese Hypothese sich durch dieses Werk und durch diesen Fürsprecher nicht behauptet, behauptet sie sich nie. Sie behauptet sich nie, denn auch Kant, der

Idealist, widerlegt sich durch sich selbst. Er führt, den Idealismus zu bestätigen, einen zwiefachen Beweis, einen directen und einen indirecten. Der indirecte findet sich in dem Innern seines Werkes, und weist uns unmittelbar auf die so gefürchtete Antinomie der reinen Vernunft zurück, ohne deren Prüfung der Beweis selbst weder für gültig noch für ungültig erklärt werden kan. Diese Antinomie, ich irre nicht, ist der Mittelpunkt der ganzen Kantischen Critic. Es ist ein Glück, das dieses Werk selbst von denen, die es verstehen, eine schwehre Lanze genennet wird, sonst würde gewis schon mancher junge Herr der Vernunft eben so laut lachen, als einer alten Mode an dem fliegenden Gewande seines Mädgens. Nicht als ob dieses Werk abzwecke, der Vernunft Hohn zu sprechen — fern sey dieser Gedanke, er träf die Würde des Urhebers — sondern weil der so künstlich und so listig bearbeitete Idealismus bei den Unmündigen keine andere Folge haben kan. Wäre die sogenannte Antinomie der reinen Vernunft das, was man sagt das sie sey, so gäb es auch in der mythischen Welt der Brannanen kein größer Ungeheuer als die Ver-

Vernunft. Schon hat sich mancher darüber entsetzt, hat die Hände über den Kopf zusammen geschlagen, und in alle Welt ausgerufen, die Vernunft habe in ihrem eigenen Gebiete die entsezlichsten Verwüstungen angerichtet, die ganze Rationalpsychologie habe sie geschleift, die Beweise für das Daseyn Gottes mit der Wurzel ausgerissen, und aus der Freiheit eine Steinritze gemacht. Mich wundert, dafs sie nicht hinzugefügt haben, sich selbst halte sie unverrückt den Dolch auf die Brust, als wolte sie sich jeden Augenblick durchstossen. Kant fordert seinen critischen Leser auf, mit dem Widerstreite der Vernunft, den er sogar für unvermeidlich erklärt, sich hauptsächlich zu beschäftigen. „Jeden Beweis, spricht er, den ich für die Thesis sowohl als Antithesis gegeben habe, mache ich mich anheischig zu verantworten, und dadurch die Gewisheit der unvermeidlichen Antinomie der Vernunft darzuthun.“ Da sol doch warlich nicht Kant zuerst zur Prüfung auffodern, die Vernunft selbst fodert dazu auf, und jeder, der sich ihrer bewußt ist, wird einen Streit, der hier für unvermeidlich angegeben wird, sogar für unmög-

lich voraus ankündigen. Ich erkläre die ganze Sache für ein Blendwerk des Idealismus, der dabei nichts geringers zur Absicht hat, als die theure werthe Vernunft zu stürzen, und sich selbst auf ihren Thron zu setzen. In den Streit der reinen Vernunft mit sich selbst durfte der Idealismus ganz und gar nicht eingehn. Ist das nicht die gerechteste Forderung? Nun aber spielt in der Kantischen Antinomie der Idealismus jedesmal in der Maske der Vernunft die zweite Rolle; wer wird wohl einen solchen Streit für Antinomie, für unvermeidliche Antinomie der reinen Vernunft erklären? Gesezt, es wäre ein Idealist bei mir, ich stelte das Bild einer schönen Griechin vor ihm hin — Idealist was erscheinet dir? — Eine Schönheit, schöner war die schönste Griechin nicht — nun nahm ich eine kleine Wendung mit ihm, und brächte, ohne daß er es merkte, das Bild der Xantippe an den nämlichen Ort — Freund, was erscheint dir jezt? — Hesliche Anschauung von außen! Wohl, wohl dem Manne, der ihr gestorben ist — sieng er nun an, Verdacht gegen seine Sinlichkeit zu äußern, und auch diese Unschuld eines innern

Zwi-

Zwistes zu beschuldigen, so würde ich, als ein treuer Realist, ihm aus dem Irthume helfen, und ihm sagen — Freund die erste Erscheinung war Platos Schwester, die andere war des guten Socrates Ehegemahl. So freundschaftlich verfuhr mit seinem Verehrer der Idealismus nicht. Dieser setzt sich nach geendigtem Streite auf den Richterstuhl, und spricht — Beide streitende Partheien können mit Recht als solche, die ihre Forderung auf keinen gründlichen Titel gründen, abgewiesen werden. Dadurch aber ist ihr Zwist noch nicht geendigt. Einer von beiden, oder beide können zugeben, sie hätten im Beweisgrunde gefehlt, und auf der Sache selbst noch immer beharren. Die Klarheit ist auf beiden Seiten gleich; unmöglich ist es jemals auszumitteln, auf welcher Seite das Recht sey. Der Streit dauert nach wie vor, wenn die Partheien gleich hier, vor dem Gerichtshofe der Vernunft, zur Ruhe verwiesen worden sind. „Es bleibt also kein Mittel übrig, den Streit gründlich und zur Zufriedenheit beider Theile zu endigen, als dafs, da sie einander doch so schön widerlegen können, sie endlich überführt werden, dafs sie um nichts

streiten, und ein gewisser transcendentaler Schein ihnen da eine Wirklichkeit vorgemahlt habe, wo keine anzutreffen ist. „Ist das nicht die Sprache des Idealismus? — Jetzt wirft er die Maske ab, denn nun glaubt er sicher zu sitzen. Siehe da! Der Idealismus auf dem Throne der Vernunft! Er wird nicht lange sitzen. Das Gedankenlabyrinth in seinen Urthelsprüchen wil ich sogleich mit den nöthigen Erläuterungen begleiten und hernach ihn weiter verfolgen. Erstlich frage ich den Sachführer desselbigen, Herrn Kant, wie er sich für die Beweise des Satzes sowohl als des Gegensatzes verbürgen kan, wie er auch in den Prolegomenen noch — denn diese wurden, wie bekant, nach der Critic geschrieben — folgende Stelle niederschreiben konte, „wenn wir, wie es gewöhnlich geschieht, uns die Erscheinungen der Sinnenwelt als Dinge an sich selbst denken, wenn wir die Grundsätze ihrer Verbindung als allgemein von Dingen an sich selbst und nicht bloß von der Erfahrung geltende Grundsätze annehmen, wie denn dieses eben so gewöhnlich, ja ohne unsre Critic unvermeidlich ist, so thut sich ein nicht vermutheter Widerstreit her-

hervor, der niemals auf dem gewöhnlichen dogmatischen Wege beigelegt werden kan, weil sowohl Saz als Gegenfaz durch gleich einleuchtende klare und unwiderstehliche Beweise dargethan werden können, und die Vernunft sich also mit sich selbst entzweit sieht, „da er vor dem Gerichtshofe den Ausspruch des Richters, beide Partheien könnten eines Fehltrittes in dem gemeinschaftlich zum Grunde gelegten Argumente überwiesen werden, nicht nur gelten läßt, sondern sogar selbst übernimmt, die Partheien ihres Fehltrittes zu überweisen? Weiter frage ich, wie sich das reimt, die Klarheit sey auf beiden Seiten gleich, und auf beiden Seiten sey doch in dem Grundbeweise gefündigt worden? Dunkelheit mus ja unter diesen Umständen auf beiden Seiten herrschen. Jedoch auf die Beantwortung dieser Fragen wil ich nun eben so gar sehr nicht dringen. Es schien, als wolte ich an die Person des Herrn Sachführers, und der vernünftelnde Idealismus, dieser täuschende Richter, fäh es wohl gern, wenn sich ein Nebenprocesgen entspönne; dabei würde die Hauptsache, worin er nothwendig verlieren mus, vergessen, und er

blieb im Besitze des erschlichenen Richteramtes. Aber einen Schritt zurück wil ich thun, wo die Partheien eines Fehltrittes in dem gemeinschaftlichen Grundbeweise überwiesen werden sollen. Diese Handlung gehört wesentlich zur Sache. „Die ganze Antinomie der reinen Vernunft, spricht Kant, beruht auf dem dialectischen Argumente: Wenn das Bedingte gegeben ist, so ist auch die ganze Reihe aller Bedingungen desselben gegeben; Nun sind uns Gegenstände der Sinne als bedingt gegeben, folglich, — Das Trügliche dieses vernünftelnden Argumentes aufzudecken, schikt er voraus, was folgt — „Zuerst ist folgender Saz klar und ungezweifelt gewis, dais, wenn das Bedingte gegeben ist, uns eben dadurch ein Regressus in der Reihe aller Bedingungen zu demselben aufgegeben sey — — — Ferner, wenn das Bedingte so wohl, als seine Bedingung, Dinge an sich selbst sind, so ist, wenn das erstere gegeben worden, nicht blos der Regressus zu dem zweiten aufgegeben, sondern dieses ist dadurch wirklich schon mit gegeben, und weil dieses von allen Gliedern der Reihe gilt, so ist die vollständige Reihe der Bedingungen, mit-

mithin auch das Unbedingte dadurch zugleich gegeben — — Dagegen wenn ich es mit Erscheinungen zu thun habe, die, als bloße Vorstellungen, gar nicht gegeben sind, wenn ich nicht zu ihrer Kenntnis — das ist, zu ihnen selbst, denn sie sind nichts als empirische Kenntnisse — gelange, so kan ich nicht in eben der Bedeutung sagen: wenn das Bedingte gegeben ist, so sind auch alle Bedingungen, als Erscheinungen, zu demselben gegeben, und kan mithin auf die absolute Totalität der Reihe derselben keinesweges schließen. — — Aber das kan man wohl in einem solchen Falle sagen, daß ein Regressus zu den Bedingungen, d. i. eine fortgesetzte empirische Synthesis auf dieser Seite geboten oder aufgegeben sey, und daß es nicht an Bedingungen fehlen könne, die durch diesen Regressus gegeben werden., Dieses vorausgeschikt, giebt er nun dem Trugschlusse seinen Namen. „Hieraus erhellet, fährt er fort, daß der Obersatz des cosmologischen Vernunftschlusses das Bedingte in transcendentaler Bedeutung einer reinen Kategorie, der Untersatz aber in empirischer Bedeutung eines auf bloße Erscheinungen angewandten Ver-

Verstandesbegriffs nehmen, folglich derjenige dialectische Betrug darin angetroffen werde, den man *Sophisma figurae dictionis* nent. „ Wer sich selbst verdamt, braucht nicht über einen andern Rache zu schrein. Hier sagt man uns ja ausdrücklich, daß der Idealismus an der ganzen Verwirrung Schuld sey; warum bleibt man denn nicht bei der Klinge? Die Sache verhält sich also — Den Obersatz spricht die Vernunft, und behauptet ihn als Wahrheit, unvermerkt wird ein idealistischer Untersatz untergeschoben, es kommt zum Schlusfatze, die Vernunft bejahet, der Idealismus verneinet. Auf einmal ändert der Herr Sachführer die Sprache, wälzet alle Schuld dieses Widerstreites auf die eine Seite, und erklärt ihn für einen Streit der reinen Vernunft mit sich selbst; unterdessen schleicht der Idealismus auf den Richterstuhl; laut und öffentlich wird nun die Vernunft des Hochverrathes gegen sich selbst beschuldigt, man macht ihr den Proces, sie wird verdamt. Dennoch gewährt man ihr vor der Volziehung des Urthels eine Bitte, eine wichtige Bitte. Man wil es geschehen lassen, daß der ganze Handel untersucht werde, der Sach-

Sachführer des Idealismus fodert selbst zur schärfsten Prüfung der Vernunftantinomie alle Welt auf. Und ihn rettete dieser Schritt, so dafs der unvermeidliche Fal des Idealismus ihn nicht treffen wird, wenn gleich alles, was sich zur rechten und zur linken Hand angeschlossen hat, mit fallen wird, denn

— — — Majesty
 dies not alone, but, like a gulf, doth draw
 what's near it with it. It's a massy wheel,
 fixt on the summit of the highest mount,
 to whose huge spokes ten thousand lesser things
 are mortis 'd and adjoin'd, which when it
 falls,
 each small annexment, petty consequence,
 attends the boist'rous ruin.

Ob die Gegenparthei sich überredet habe, man werde die Täuschung weniger achten, wenn sie selbst mit aller möglichen Gleichgültigkeit davon spräch, das wil ich an feinen Ort gestellet seyn lassen, genug sie hat uns selbst zugestanden, dafs der Unterfaz des Grundbeweises reiner Idealismus sey. Der Fehltritt, der begangen worden ist, besteht also darin, dafs man einen idealistischen

fchen Unterfatz untergefchoben hat. Wer mag das wohl gethan haben? Gewis kein anderer als zum Behuf des Idealismus ein treuer Idealift. Wenn jezt ein zweiter Putgafchev den Einzug der Nordifchen Kaiferin in Cherfon vereitelte, und ein Staatsrath lies fich gelüften, dem Volke weis zu machen, feine Kaiferin stehe mit fich selbst in Antinomie; würde nicht auch jeder Idealift fprechen, diefer Staatsrath fey eine ungeheure Erfcheinung? Und gleichwohl reden fie alle ihrer Vernunft eine folche Ungereimtheit nach. Die gute Vernunft, eine unthätige Kraft kan fie wohl oft werden, aber jeder ihrer Blicke ift ein milder Lichtftrahl, fich immer ähnlich. Und nun, da nicht mehr geleugnet werden kan, daß an dem in dem Grundbeweife begangenen Fehlritte die Vernunft ganz und gar nicht Schuld ift, wird es nicht verlorne Mühe feyn, wenn ich verfuche darzuthun, wie die reine von allem Idealismus freie Vernunft diesen Beweis führen und durchfetzen würde, und wie er dann eine fichre Grundlage nicht zu Widerfprüchen, fondern zu unleugbaren Wahrheiten feyn würde. Den Oberfaz, wenn das Bedingte gegeben ift, ift auch

auch die ganze Reihe aller Bedingungen derselben gegeben, würde sie so leicht, so unbearbeitet nicht hinwerfen. Das schwankende Wörtgen *gegeben*, dieses Röhrgen, das der leichteste Wind hin und her weht, würde sie gar nicht daran dulden. Der Idealist macht am Ende eine Aufgabe daraus, wenn, meint er, doch ja noch etwas an dem Satze seyn sollte, geschwind wird *aufgegeben* aus *gegeben*. Ueberhaupt was läßt uns dieses Ding denken? Es scheint das Mittel zwischen Realismus und Idealismus halten zu wollen. Kurz, auch nicht ein unsichres Wörtgen duldet die Vernunft. Nächst dem würde sie den Begriff desjenigen, was man bedingt, genau bestimmen. Bedingt und gegründet sind gleichgültige Ausdrücke. Das letzte führet uns leichter auf den Sinn als das erste. Bedingt ist folchemnach alles, was zureichenden Grund voraussetzt, ist der Grund wieder ein Gegründetes, so gilt auch bei diesem die Voraussetzung, und so immer weiter zurück bis auf den letzten Grund. Der erste kan der letzte seyn, das ist, wenn es einen letzten Grund giebt, gar kein Widerspruch, und die idealistische Bedenklichkeit wegen

wegen der Totalität des Regressus ist ganz unnöthig. Ist das Gegründete, oder das Bedingte ein Gegenstand, so ist auch der vorausgesetzte Grund dieser Art, ist es eine Vorstellung, so werden auch nur Vorstellungen als Gründe vorausgesetzt. Nun ordnet die Vernunft die Glieder ihres Beweises, und schließt also —

Das Bedingte setzt seine Bedingung oder zureichenden Grund voraus, einen reellen Grund, wenn es als Gegenstand, eine Vorstellung, wenn es als Vorstellung ein Gegründetes ist,

A ist ein Bedingtes als Gegenstand, B ein Bedingtes als Vorstellung,

Folglich setzt A einen reellen Grund, B eine Vorstellung als Grund voraus.

Ist denn das auch ein Sophisma figurae dictionis? Man lasse nur die Vernunft ganz rein seyn, ganz frei von allem Idealismus, so geht alles gut. Der Idealist kan freilich den ersten Untersatz, A ist ein Bedingtes als Gegenstand nicht vertragen; den Obersatz ganz unbestimmt gelassen, fällt er sogleich auf das
zwei-

zweite Glied des Untersatzes, und so entspringt bei ihm die Verwirrung, eine Verwirrung, die er für unvermeidlichen Widerstreit der Vernunft mit sich selbst erklärt, und die doch die Vernunft, wie wir eben erkannt haben, so sicher meiden lehrt. Ein Wort bei dem Grundbeweise gesprochen macht eine Rede bei den besondern unnöthig. Ueberhaupt, da ich die Vernunft hier gerettet habe, werden alle besondern Beweise als unstathaft zurück gegeben. Der Fehler, der bei der gemeinschaftlichen gerügt worden ist, wird bei jeder Antinomie wahrgenommen werden, und so müste, was einmal gesagt worden ist, auch zum fünften mal gesagt werden; wozu das? Jedoch bei einer so kritischen Sache kan der Ueberflus nicht schaden. Ich hebe aus den Antinomien eine aus, um sie zu beleuchten. Man wird an dieser besondern sehr deutlich erkennen, wie der Grundfehler sich durch alle durchzieht. Der Gegensatz — *Es ist keine Freiheit, sondern alles in der Welt geschieht lediglich nach Gesetzen der Natur*, wird durch folgenden Beweis unterstützt — „Setzet, es gebe eine Freiheit im transcendentalen Verstande, als

II, B.

K

eine

eine besondere Art von Causalität, nach welcher die Begebenheiten erfolgen könnten, nemlich ein Vermögen, einen Zustand, mithin auch eine Reihe von Folgen desselben schlechthin anzufangen, so wird nicht allein eine Reihe durch diese Spontaneität, sondern die Bestimmung dieser Spontaneität selbst zur Hervorbringung der Reihe, d. i. die Causalität wird schlechthin anfangen, so das nichts vorhergeht, wodurch diese geschehende Handlung nach beständigen Gesetzen bestimmt sey. Es setzt aber ein jeder Anfang zu handeln einen Zustand der noch nicht handelnden Ursache voraus, und ein dynamisch erster Anfang der Handlung einen Zustand, der mit dem vorhergehenden eben derselben Ursache gar keinen Zusammenhang der Causalität hat, d. i. auf keine Weise daraus erfolgt. Also ist die transcendente Freiheit dem Causalgesetze entgegen und eine solche Verbindung der successiven Zustände wirkender Ursachen, nach welcher keine Einheit der Erfahrung möglich ist, die also auch in keiner Erfahrung angetroffen wird, mithin ein leeres Gedankending. „ Auch für diesen Beweis mus Kant stehen, denn er hat sich für alle verbürgt.

Für

Für diesen Gegensatz zwar äußert er hier — in der Critic, wo der Beweis geführt wird — eine gewisse Vorliebe, so daß er, wenn es zur Verantwortung des Gegenbeweises, zur Aufrechthaltung des Satzes, *es ist Freiheit*, kommen sollte, in einer critischen Lage seyn müßte. In dieser critischen Lage scheint er wirklich in den Prolegomenen zu seyn. Jedoch ich habe es nicht mit seiner critischen Lage, sondern mit seinem Beweise zu thun. Der ächte Begriff von der Freiheit liegt dabei zum Grunde, das ist gewis. Die Deterministen, die neuen mit den alten, die von Freiheit reden, und doch die Leibnizischen innern Bestimmungen der Kraft nicht verleugnen mögen, reden leere Worte, haben von der Freiheit gar keinen Begriff, denn sie nehmen einen dynamisch ersten Anfang der Handlung gar nicht an. Desto größer wäre der Verlust, wenn — was sag ich Verlust? Meiner Freiheit bin ich so gewis als meiner Vernunft, denn sie ist ein wesentlicher Character derselben. Lasset uns also doch ohn alle Umstände sehen, wo es dem Beweise fehlt. Die nächste Folge der angenommenen Freiheit, daß nämlich nicht al-

lein eine Reihe durch diese Spontaneität, sondern die Bestimmung dieser Spontaneität selbst zur Hervorbringung der Reihe anfangs, wird zugegeben, jedoch ohne die Einschränkung *schlechthin*, denn das Anfangen der Spontaneität kan auch beziehend seyn, und ist dieses mehr als jenes. Genug[!] die Causalität fängt, wenn sie Freiheit ist, so an, daß sie durch nichts Vorhergehendes bestimmt werde; vorhergehen mag etwas oder nichts, das Seyn oder das Nichtseyn, ein Thun oder ein Leiden, das ist der Freiheit einerlei, ihr jedesmaliges Uebergehn zur Thätigkeit ist ganz unabhängig, ist Anfang. Hierauf folgt in dem Beweise ein Zwischensatz, der die nächste Grundlage zu der idealistischen Hauptfolge wird, und, wie er da steht, ganz falsch ist. Ein jeder Anfang zu handeln, heist es, setze einen Zustand der noch nicht handelnden Ursache voraus. Das wird ohne Grund angenommen. Der Anfang im Handeln setzt das Nichthandeln voraus, und nichts mehr, folglich kan auch das Nichtseyn vorhergehn, und folchemnach gar kein Zustand. Wenn nun ein dynamisch erster Anfang der Handlung einen Zustand voraussetzen sol, der mit dem

dem vorhergehenden eben derselben Urfache gar keinen Zusammenhang der Causalität habe, so kan das nichts anders seyn, als das Anfangen zu handeln selbst, und hier gilt wiederum, was ich so eben bestimmt habe, es kan auch kein Zustand vorausgesetzt seyn. Aus diesen Prämissen, oder vielmehr aus dem ganz unrichtigen Zwischenfatze, wird die Schlussfolge abgeleitet, dafs die Freiheit dem Causalgesetze entgegen und eine solche Verbindung der successiven Zustände wirkender Urfachen sey, nach welcher keine Einheit der Erfahrung möglich sey, die also auch in keiner Erfahrung angetroffen werde, mithin ein leeres Gedankending sey. Dieser rühmliche Schlusfaz läst sich hören. Wären die zwei Puncte, die er enthält, gegründet, so würde nicht der Idealist allein die Freiheit für ein leeres Gedankending erklären, auch der Realist erklärte sie für ein Unding. Die Freiheit sol also erstlich dem Causalgesetze entgegen seyn? Redet man vom Causalgesetze ohn alles Beiwort, so versteht man das allgemeinste darunter, dem alle übrigen untergeordnet sind. Dieses besteht in folgendem Ausspruche, *Wirkung setzt Ursache voraus,*

oder ohne Ursache ist keine Wirkung. Dieses Gesetz wird durch die Freiheit nicht nur nicht aufgehoben, sondern vortreflich bestätigt, ja, wenn man ihr Gerechtigkeit wiederfahren läßt, mus man behaupten, daß es durch sie gegeben wird. Jedoch ich bin diesmal nicht ein Lobredner, ich wil darum sogleich nur das berühren, was diese ihr so nachtheilige Vermuthung veranlassen konte. Ihr ganz unabhängiges Anfangen zu handeln, das ist der critische Punct. Eine Vermuthung kan leicht Irthum seyn, und ist es hier in der That. Das freie Anfangen zu handeln ist entweder Wirkung oder Ursache, man nehme an welchen man wil, in beiden Fällen bleibt das Causalgesetz in seiner vollen Gültigkeit. Ist dieses Anfangen Wirkung, so gehört es zu der Einheit der ganzen freien Handlung, und hängt, als ein Theil, von der nämlichen Ursache ab, von welcher das Ganze abhängt, rechnet man es zu der Einheit der Ursache, so fällt die Bedenklichkeit ohne dies weg. Zweitens sol die Freiheit vermöge der Schlußfolge eine solche Verbindung der successiven Zustände wirkender Ursachen seyn, nach welcher keine Einheit der Erfahrung mög-

möglich sey, und die darum auch in keiner Erfahrung angetroffen werde. Hier äußert sich der Zwischenfaz, der, wo er auch wahr ist — denn Wahrheit ist daran — dennoch nicht zur Sache gehört, und auch unverhüllt tritt der Idealismus ein. Dafs, wenn die Freiheit wirkt, vor ihrem Uebergange zur Thätigkeit ein Zustand vorher gehen kan, das und nicht mehr ist in den Vorderfätzen zugegeben worden. Da nun in diesem Gliede der Schlussfolge von Verbindung successiver Zustände mit aller Allgemeinheit geredet wird, da die Freiheit selbst, auf gut idealistifch, eine Verbindung successiver Zustände genennet wird, so kömt der schon gerügte Fehler wieder, und überdies fällt man auf einmal auf wirkende Ursachen, da man doch nur von einer einzigen, von der Freiheit redet, jedoch ich wil nachgiebig seyn, wil weder diesen noch jenen Fehler anschreiben, und wil, da doch bei den Wirkungen der Freiheit Verbindung successiver Zustände seyn kan, untersuchen, ob dabei keine Einheit der Erfahrung Stat finde. Die Zustandsverbindung mag eine Reihe ausmachen, oder einfach seyn, genug die Freiheit wird niemals

durch den vorhergehenden Zustand bestimmt. Dieses unterscheidende Merkmal wird der Freiheit auch durch die Vordersätze des gegenwärtigen Beweises zuerkant, denn der ächte Begriff liegt dabei zum Grunde. Und nun, was leidet die Einheit der Erfahrung dabei? Wenn ich von Erfahrung rede, hab ich es mit Wirklichkeiten zu thun. Meiner subjectiven Erfahrung entspricht — sonst wäre sie Unsin, oder Schwärmerei, oder Raserei — die objective. Ich nehme wahr, dafs der Baugarten da vor mir mit jungem Grün überkleidet ist, dafs das Gesträuch grünlich ist, die Veilchen blühen, so gewis ich mir meiner selbst bewußt bin, so gewis ich weis, dafs ich jetzt wache und nicht schlafe, so gewis ich weis, dafs ich ein vernünftiges Wesen bin, so gewis, sprech ich, ist es auch, dafs dies alles, was ich da vor mir sehe, wäre was und wie es ist, wenn es auch gleich weder in der Seele eines Realisten ein Bild, noch in der Sinlichkeit eines Idealisten Erscheinung wäre. Einheit hat jede Erfahrung als Erfahrung, und ihre Einheit ist die Einheit des Einzelnen, denn nur das Wirkliche kan Erfahrung seyn, und alles Wirkliche hat individu-

viduifche Einheit. Wenn es mit der Erfahrung überhaupt folche Bewandnis hat, fo mag die Freiheit, wenn fie wirkt, einen Zuftand, der ihr nichts zu befehlen hat, voraussetzen oder nicht, fie mag eine Reihe Zuftände anheben, verbinden und verwickeln, oder eine augenblickliche That vollenden, fie kan, sobald fie thätig ift, Erfahrung feyn, und jede ihrer augenblicklichen Wirkungen hat individuiſche Einheit, das heißt, wenn fie Erfahrung ift, Einheit der Erfahrung. Auf folche Art ſehe ich die Freiheit auch gegen das zweite Glied der Schluſſfolge gerettet. Freilich nicht alſo der Idealift. „Wenn ich, ſpricht er, von Gegenſtänden in Zeit und Raum rede, ſo rede ich nicht von Dingen an ſich ſelbſt, darum, weil ich von dieſen nichts weiſ, ſondern nur von Dingen in der Erſcheinung, d. i. von der Erfahrung, als einer beſondern Erkenntnisart der Objecte, die dem Menſchen allein vergönnet iſt. — — In der Erſcheinung iſt jede Wirkung eine Begebenheit, oder etwas, das in der Zeit geſchieht, vor ihr mus, nach dem allgemeinen Naturgeſetze, eine Beſtimmung der Cauſalität ihrer Urfache, ein Zuſtand derſelben,

vorhergehen, worauf sie nach einem beständigen Gesetze folgt. Aber diese Bestimmung der Ursache zur Causalität mus auch etwas seyn, was sich eräugnet oder geschieht; die Ursache mus angefangen haben zu handeln, denn sonst lies sich zwischen ihr und der Wirkung keine Zeitfolge denken. Die Wirkung wäre immer gewesen, so wie die Causalität der Ursache. Also mus unter Erscheinungen die Bestimmung der Ursache zum Wirken auch entstanden, und mithin eben sowohl als ihre Wirkung eine Begebenheit seyn, die wiederum ihre Ursache haben mus, u. f. w. und folglich Naturnothwendigkeit die Bedingung seyn, nach welcher die wirkenden Ursachen bestimmt werden. „ Ich wolte durch die prüfende Zergliederung eines der besondern Beweise nur darthun, dafs der an dem Grundbeweise geahndete Fehler, der in die sogenannte Antinomie der reinen Vernunft sich einschleichende Idealismus, auch an den besondern sich finde. Hier ist er. Nun verlasse ich die Prüfung der Antinomie, um den Idealismus weiter zu verfolgen. Dieser listige Eroberer hatte die Vernunft für unfähig erklärt, den Streit zu schlichten. Den Streit hatte,

hatte, das wissen wir jetzt, die Vernunft gar nicht verursacht; er wurde ihr, ihr einzig und allein zugerechnet, und der Idealismus einzig und allein war Schuld daran. Im Gewühle der Täuschung nahm der Täufcher Besitz von dem Richtersthule; nun wil er sprechen, nun den Streit schlichten. Ein sonderbarer Rechtshandel! Ich mus eilen, um bei dem Ausgange zu seyn. Ich vermuthe schon, wie das Endurtheil ausfallen wird, und ich wette, meine Vermuthung trifft ein. Seine Hauptprobe macht der Richter an der ersten Antinomie, die Welt ist der Größe nach unendlich, die Welt ist ihrer Größe nach endlich. Diesen Streit, spricht er, hebe ich so, daß keiner nie wieder gedacht werde. Ich behaupte, daß die Welt an sich gar nicht wirklich ist, und wenn das ist, so ist sie weder als ein an sich unendliches noch als ein an sich endliches Ganze wirklich. Nach Anleitung dieses Orakels würde ein Idealist eine Mutter über den Verlust ihres Kindes also trösten; weine nicht, Mutter, dein Kind ist nicht gestorben, denn es hat nicht gelebt. Wie die erste, meint der Schiedsrichter, würden alle übrigen Antinomien entschieden.

Das

Das meinte ich auch. Meine Vermuthung ist eingetroffen; nur diese und keine andere Entscheidung war zu vermuthen. Die vernünftige Welt weis nun, was sie zu thun hat, sie huldge, um gegen den unvermeidlichen Streit, in welchen sich die Vernunft mit und durch sich selbst verwickelt, sicher zu seyn, dem Idealismus. Der Herr Sachführer hält die gegenwärtige Lage des Prätendenten für vortheilhaft, er bildet, damit er ihn nun endlich auch von außen sichere, den indirecten Beweis für ihn, und schließt also — „Wenn die Welt ein an sich existirendes Ganze ist, so ist sie entweder endlich oder unendlich, nun ist das erste sowohl als das zweite falsch, laut den oben angeführten Beweisen der Antithesis einer und der Thesis anderer Seits, also ist es auch falsch, daß die Welt, der Inbegrif aller Erscheinungen, ein an sich existirendes Ganze sey. Woraus denn folgt, daß Erscheinungen überhaupt außer unsern Vorstellungen nichts sind, welches wir eben durch die transcendente Idealität derselben sagen wolten.“ Dieser Beweis ist ein netter Zirkel, eine ächte petitio principii. Im Vorhergehenden spricht man, die

die Welt ist weder endlich noch unendlich, weil sie nicht ein an sich wirkliches Ganzes ist, hier, sie ist nicht ein an sich wirkliches Ganzes, weil sie weder endlich noch unendlich ist.

Wie freue ich mich, daß ich aus dem Labyrinthe heraus bin! Ich hoffe, daß alle, die meine Prüfung durchdenken, einstimmig mit mir den der Vernunft zur Last gelegten, sogar als unvermeidlich vorgespiegelten Streit der Vernunft mit sich selbst für nichts anders erklären werden, als für einen Streit des Idealismus mit der Vernunft. Nur noch zwei Worte im Namen der Vernunft. Die reine Vernunft ist durch diese Täuschungen sehr gekränkt worden, das ist wahr, weil dennoch das ganze Blendwerk nur denen nachtheilig seyn kan, die nicht prüfen, das Prüfen aber einem jeden Vernünftigen frei steht, so wil sie den Prätendenten nicht weiter verfolgen, eine einzige Genugthuung verlangt sie von ihm, er sol seinem Sachführer, diesem vortreflichen Manne, der schon lange ein Stolz der Vernunft gewesen ist, öffentlich bekennen, daß er ihn ganz erbärmlich hinter das Licht geführt habe.

Solte

Solte der Herr Sachführer wohl selbst diese Demüthigung seines Clienten nicht verstat-
ten wollen, und sich darauf berufen, daß er
ihn lange vorher, eh noch an einen indirec-
ten Beweis gedacht worden, durch einen di-
recten hinlänglich unterstützt habe, so erwie-
dere ich — einer Hypothese, die sich mit
der Vernunft nicht verträgt, kan kein Beweis
einige Gültigkeit geben, und eben diese Un-
verträglichkeit mus jeden Beweis für sie ver-
dächtig machen. Das Gewühl der Antino-
mien mußte Kant, wenn er nicht schon eine
Vorliebe gegen seine Hypothese hatte, anstat
ihn zu dem verunglückten indirecten Beweise
zu verleiten, vielmehr wider den bei der
Vernunftcritic zum Grunde gelegten directen
Argwohn schöpfen lassen. Aber was sage
ich? Die Idealisten hören mich, schütteln
die Köpfe und sprechen, siehe da! Auch
noch eine Erscheinung, die es mit der Ver-
nunft hält. Ich sehe wohl, daß ich in einer
Lage bin, wo meine Vertheidigung, wenn
ich in diesem Tone fortredete, so gut ein Zir-
kel würde, als dort der idealistische indirecte
Beweis. Freilich rede ich wie ein erklärter
Verehrer der Vernunft. Ich mus also eine
kleine

kleine Abschweifung nehmen, um mit den Idealisten, wenn es möglich wäre, über die Frage, was Vernunft sey, übereinzukommen. Fragte ich die Idealisten, so viel ihrer sind, ob sie die Vernunft kenten, so könnten sie nicht umhin mir also zu antworten — wir sind Kunsttrichter der Vernunft, können ihre Verrichtungen pünctlich von den Geschäften des Verstandes und der Sinlichkeit unterscheiden, halten sie an in ihren stolzen Anmafungen, ziehen ihr die Grenzlinie und sprechen, bis hieher solst du kommen und nicht weiter; wie könnten wir das, wenn wir sie nicht kenten? Wir sagen ja ausdrücklich, dafs wir bei allem dem nicht die Sinlichkeit im Sinne haben, nicht den Verstand, sondern die Vernunft; sie kennen ist unser ganzes Geschäft und unser einziges Interesse, kurz, es versteht sich von selbst, dafs wir sie kennen. Dieser Antwort begegnete ich durch folgenden Schluß — Wer die Vernunft nicht kennen kan, kent sie zuverlässig nicht. Der Idealist kan sie nicht kennen, vermöge seiner Hypothese, folglich kent er sie zuverlässig nicht. Den Untersatz müßte mir jeder Idealist einräumen, oder auf der Stelle seiner Hypo-

Hypothese entsagen. Das wäre ein Spielgen, wie oben bei der Weishauptischen absoluten Kraft, wo der Idealist entweder widerrufen mußte, oder gestehn, daß er sich selbst für Got halte; und mag es denn auch hier seyn. Die Vernunft ist diejenige in uns thätige Kraft, von welcher alle unsere geistigen Wirkungen herrühren. Es ist höchst vernunftwidrig, daß man darum, weil sich unsere geistigen Wirkungen auf mehrere Hauptarten bringen lassen, auch mehrere besondere Kräfte annimt. Gewöhnlich läßt man in dem menschlichen Ich fünf bis sechs Sonnen auf und untergehn, lauter Nebensonnen ohne Hauptsonne. Diese eingebildete Vereinzelung unserer geistigen Kraft, diese Modepsychologie, ist doch auch, wie sie gäng und gäbe ist, in dem Meisterwerke des Idealismus angenommen worden. Auch da giebt es eine Sinlichkeit, sogar mit Formen, einen Verstand, der nicht leisten könne, was die Vernunft vermöge, eine Vernunft, die ihren eigenen Wirkungskreis habe. Das heißt doch fürwahr Dinge an sich und absolute Kräfte kennen! Der Philosoph wird zu dieser Vereinzelung durch gar nichts veranlaßt. Schon
das

das Successive in dem Zusammenhange unserer geistigen Wirkungen wird uns ein starker Grund, sie alle aus einer einzigen Kraft abzuleiten. Nennet diesen Gedanken eine Erscheinung, diesen da einen empirischen Begriff, jenen eine Idee, der erste ist wie der letzte ein Werk der reinen Vernunft, auch unsere Empfindung ist nichts anders als Gedanke, ist reine Vernunft. Ich habe hierüber in dem vorhergehenden ersten Bändgen dieser Unterhaltungen eine Untersuchung angefangen. Gegenwärtig wolte ich nur so viel davon berühren, als meine Absicht foderte, denn ich wolte nur den Idealisten sagen, daß ich, als ein Verehrer der Vernunft, weis, was und warum ich verehere. Nun wende ich mich zu dem directen Beweise, den Kant für den Idealismus geführt hat. Dieser findet sich gleich im Anfange der Critic, in der transcendentalen Aesthetic, und ruht lediglich auf der Behauptung, daß Raum und Zeit nicht als Bestimmungen an den Gegenständen haften, sondern in dem denkenden Subjecte Formen der Erscheinungen sind, diese für den innern Zustand oder überhaupt für alle Erscheinungen, jener für die äußern Er-

II. B.

L

schei-

scheinungen. Raum und Zeit, diese fliegenden Blätgen, scheinen dem Kunstrichter diesen Beweis sehr leicht zu machen, aber wir werden bald einsehen, daß sie ihm eine Last werden, der er sich als Idealist nie entledigen kan. Daß beide, Raum und Zeit, nicht Eigenschaften der Gegenstände sind, das wird zugegeben und mus zugegeben werden. Sie sind nichts, als gewisse Arten, die Dinge im Daseyn zu denken, und haften an dem denkenden Subjecte eben so wenig als an den Gegenständen. Kant erklärt sie für subjective Bedingungen der Erscheinungen, für Formen der Sinlichkeit, ohne welche keine Erscheinung möglich sey. Dieser Behauptung setze ich folgendes Dilemma entgegen — Sie selbst, diese Formen; sind entweder auch Erscheinungen oder nicht; sind sie es nicht, so weis der Idealist auch nichts von ihnen, folglich kan er weder dies noch das von ihnen sagen, am allerwenigsten ein ganzes Lehrsystem darauf bauen, sind sie Erscheinungen, so ist, da sie zum innern Zustande gehören, die Zeit ihre Form, die Zeit erscheint also als Bedingung und als Bedingtes zugleich. Wird man sich wohl einen solchen Widerspruch in einer

ner

ner Critic der reinen Vernunft erlauben?
 Nein. Der Idealismus erscheint folchemnach
 auch in seinem Meisterwerke als eine grund-
 lose Hypothese, auch hier widerlegt sich der
 Idealist durch sich selbst. Ich habe nur noch
 zu erinnern, daß ich die erste Ausgabe die-
 ses Werkes vor mir gehabt habe. Solte es
 nun, da es neu erschienen ist, meine Ein-
 wendungen unnöthig machen, so würde mein
 Tadel der ersten das unzweideutigste Lob der
 zweiten Ausgabe. Jedoch mit dieser süßen
 Hofnung schmeichle ich mir nicht, denn der
 Idealismus ist der Anfang und das Ende,
 und die Antinomie der Mittelpunkt dieses
 Werkes.

W.

ÜBER
DEN ONTOLOGISCHEN
BEWEIS DES DASEYNS
GOTTES.

Kant erklärt die speculative Vernunft für ganz unfähig, das Daseyn eines höchsten Wesens zu beweisen. Wenn sie cosmo-
logisch, aus dem Daseyn einer Welt über-
haupt, oder physicotheologisch, aus der Be-
schaffenheit dieses Daseyns schließt, so mus
sie den ontologischen Beweis, der aus dem
Begriffe des höchsten Wesens geführt wird,
schon unerschütterlich gemacht haben, sonst
hat sie zu jenen Systemen keine Grundlage.
An diesem aber, spricht der Kunsttrichter der
Vernunft, sey alle Müh und Arbeit verloren.
Mich wenigstens hat die Critic, durch welche
er verworfen werden sol, nicht befriediget.
Die Stärke des Beweises liegt in der Frage,
ob

ob innere Möglichkeit und Daseyn in einem Dinge so vereinigt seyn können, dafs jene ohne dieses auch nicht einmal gedacht werden kan. „Ihr habt, spricht Kant, schon einen Widerspruch begangen, wenn ihr in den Begriff eines Dinges, welches ihr lediglich seiner Möglichkeit nach denken woltet, es sey unter welchem versteckten Namen, schon den Begriff seiner Existenz hinein brachtet. Räumet man euch dieses ein, so habt ihr dem Scheine nach gewonnen Spiel, in der That aber nichts gesagt, denn ihr habt eine bloße Tautologie begangen.“ Ist ein Widerspruch begangen worden, so sol nichts eingeräumt werden, auch ist ein dem Scheine nach gewonnen Spiel weit gefährlicher, als offenbarer Verlust. Dafs die innere Möglichkeit des höchsten Wesens ohne Wirklichkeit auch nicht einmal denkbar sey, das ist ganz und gar kein Widerspruch. Führt die Vernunft ihren Beweis schon, wenn sie nichts vor sich hat, als das Ens im allgemeinsten Begriffe, nichts, als die von aller Bestimmung entblößte Möglichkeit, so wäre freilich ihre Sache offenbarer Widerspruch, aber sie krönet damit ihre ontologischen Untersuchungen, dafs

Got fey; beweist sie, wenn sie das Ens in Ansehung seiner innern Möglichkeit schon bis zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit bestimmt hat, wenn sie ihm schon die vollkommenste, immer wirkende Kraft gegeben hat, und da findet sie, dafs sie die wesentlichen Bestimmungen desselbigen aufheben würde, wenn sie sie ohne Wirklichkeit annähm. Darum behauptet sie, nicht dafs die innere Möglichkeit eines Dinges überhaupt, sondern dafs die innere Möglichkeit des Allerhöchsten ohne Wirklichkeit nicht denkbar sey. Das ist der Gang der Vernunft, wenn sie ihren ontologischen Beweis führt, ich dünke doch, sie hätte dabei nicht zum Schein, sondern in der That gewonnen Spiel. Nunmehr wird alles, was in der Critic unmittelbar hierauf folgt, gleichgültig, es trifft den Beweis gar nicht. Die Vernunft ist bei dem höchsten Wesen, bei dem Ens, das sie aus der Reihe der noch bestimbaren Dinge ausgehoben hat, so dafs es weder Gattung noch Art irgend eines andern seyn kan, und der Kunstrichter ist noch bei dem Dinge, überhaupt betrachtet. Die Frage, ob der Satz, *dieses oder jenes Ding ist wirklich*, ein analytischer oder
ein

ein synthetischer Satz sey, wird, wie sie da steht, gar nicht angenommen. Ob der Satz, *Got ist wirklich*, ein analytischer oder ein synthetischer sey, so allein wird die Frage angenommen. Und nun frage ich, wofür laßt ihr den Satz, *Got ist almächtig*, gelten? Dieser da, spricht der Kunstrichter, ist ein analytischer, gleichen Gehalt, erwiedere ich, hat auch jener, *Got ist*, oder, welches einerlei ist, *Got ist wirklich*. Die Hauptprobe hält der eine so gut wie der andere aus. Vereinige ich in dem ersten das Gegentheil des Prädicats mit dem Subjecte, so entspringt ein innerer Widerspruch, „die Almacht kan nicht aufgehoben werden, wenn ihr eine Gotheit, d. i. ein unendlich Wesen setzet, mit dessen Begriff jener identisch ist;“, eben dieses erfolgt auch bei dem zweiten, denn auch die Wirklichkeit kan nicht aufgehoben werden, wenn ich ein unendlich Wesen setze. Der Kunstrichter meint, der Existentialsatz habe das Besondere an sich, daß durch den verneinenden Ausdruck das Subject mit dem Prädicate aufgehoben würde, und solchemnach würde auch der Widerspruch aufgehoben. Das hies, ich könnte mit die-

sem Satze die Probe gar nicht machen, wie
 mit einem andern, um zu erkennen, ob das
 Prädicat dem Subjecte nothwendig zukomme
 oder nicht. Das wäre, wenn das Subject
 aufgehoben würde, allerdings wahr; jedoch
 wie konte ein leichter logischer Schein so
 blendend werden? Der Existentialsatz kan
 auf doppelte Art ausgedrückt werden, *Got ist*
wirklich, oder *Got ist*, verneinend, *Got ist*
nicht wirklich, oder *Got ist nicht*. Der er-
 ste Ausdruck hat nichts von dem verführenden
 Scheine an sich, der zweite allein ist der
 Täufcher, und das darum, weil das Wört-
 gen *ist* sonst nirgend als sogenante copula se-
 cundi adjecti vorkömt. Dafs es aber in den
 Existentialfätzen diesen Werth hat, das ist
 herrschender Kunstgebrauch. Solchemnach
 wird in *Got ist nicht* das Subject eben so we-
 nig aufgehoben als in *Got zürnet nicht*, *Got*
sündigt nicht, und in allen unzähllichen die-
 ser Art. Ich habe mich in diesen logischen
 Proces nur darum eingelassen, um zu zei-
 gen, dafs ich auch von dieser Seite gewinnen
 würde, und nun erst, da der Vorthail auf
 meiner Seite ist, steh ich still und spreche,
 dafs man diesen Weg gar nicht einschlagen
 dür-

durfte. Ob der Ausdruck *Got ist*, *Got ist wirklich* ein analytischer oder ein synthetischer Satz sey, ist eine Frage, die keinen Sin hat, denn er ist gar kein Satz. *Got ist unendlich*, *Got ist allwissend*, *Got ist almächtig*, *Got ist wirklich*, das sind nicht vier Sätze, sondern vier Glieder eines Begriffes, in welchem sie vereinigt ein Ganzes ausmachen. Dafs es nicht gleichviel sey, ob ich diese scheinbaren Sätze als Sätze oder als Glieder eines Begriffs behandle, wil ich nur an einem zeigen. Behandle ich den scheinbaren Satz *Got ist almächtig* als Satz, so erkläre ich den verneinenden *Got ist nicht almächtig* darum für falsch, weil ich das Prädicat aufhebe, und das Subject lasse, mit dem es identisch ist, behandle ich ihn als Glied des Begriffes von Got, so erkläre ich die Verneinung darum für falsch, weil ich durch die Aufhebung der Bestimmung auch das scheinbare Subject aufhebe. Solten sich die Vertheidiger der identischen Sätze darauf berufen, dafs wir beide doch zu einem Ziele kämen, so erwiedere ich; warum einen Umweg nehmen, wo man gerade zu gehen kan? Und wie? Ist denn das genug, dafs man vorgiebt, das

Prädicat sey mit dem Subjecte identisch? Wie? Wenn man diese Identität rechtfertigen sollte? Mus man dann nicht erst herein kommen auf meinen Weg, das sogenannte Prädicat als wesentliche Bestimmung, und den ganzen scheinbaren Satz als Glied des Begriffes bearbeiten? Die identischen Sätze sind also zu gar nichts nütze. So viel wolte ich über das Logische in der vor mir liegenden Critic erinnern. Aber ein metaphysischer Stein des Anstoßes liegt noch darin. Wenn dieser nicht weggeräumt werden kan, der kan unmöglich dem ontologischen Beweise für das Daseyn Gottes Gehör geben.

Wegen Mangel des Raumes mus hier abgebrochen werden. In dem folgenden dritten Bande wird fortgesetzt und vollendet.

W.

ÜBER

ÜBER
DAS JOURNAL DER
MODEN. *)

Die Urtheile, welche über diese Schrift ergangen sind, lassen, wie ich glaube, einen Gesichtspunct zu sehr außer Augen, welchen doch die Verfasser vornämlich in Betrachtung gezogen wissen wollen. Einige sind eigentlich gar nur auf den Gegenstand der Schrift gerichtet, und da man diesen verwerflich findet, so verwirft man das Werk mit ihm; gleich als ob nicht über den Teufel selbst auch etwas gutes geschrieben werden könnte. Das darf aber, wird man sagen, doch wohl keine Apologie seyn, und diesem Journale sieht man es ja schon von aussen an, daß

*) Herausg. von F. J. Bertuch und G. M. Kraus,
I. Band. Weimar, 1786.

dafs es die leichte Dirne, die Mode, nicht aus der Welt jagen sol. Das mag seyn; allein man greift die Verfasser doch nicht an dem rechten Flecke an, wenn man für ihre vornehmste Absicht hält, die Mode zu empfehlen. Darum fällt es ihnen auch so leicht, sich zu vertheidigen.

Man klagt, dafs aus den Zeiten der Vorwelt zu wenig auf die unsrigen gekommen sey. Ob mit Recht, oder Unrecht, das wil ich nicht entscheiden. Genug die Verfasser des Modejournals wollen, so viel an ihnen ist, diesen Klagen bei der Nachwelt abhelfen; sie sind besorgt, *ut facta quaeque posteris tradantur*, und was sie hierzu liefern, ist nichts geringeres, als Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Wer wird leugnen, dafs ein solches Vorhaben edel sey? Wenn nur nicht zwei gefährliche Klippen in der Welt wären, das zu wenige, und das zu viele. Setzen sie sich, meine Herren, die sie so besorgt für die Nachwelt sind, an das Ufer der Elbe, zehlen sie die Wellen, die das Wasser wirft, beobachten sie ihre Höhe, ihr Steigen und Fallen, schreiben sie das alles in ein Jour-

Journal nieder, und sie werden etwas ähnliches für unsere Nachkommen haben, was das Modejournal ist. Und so werden sie noch tausend andere solche Gegenstände mehr finden. O ich zweifele nicht, daß zu Ausführung dessen in unsern Tagen Federn genug in Bewegung gesetzt werden können. Aber darum wird mir bange, wo die Leser herkommen sollen, und noch mehr, wo diejenigen, welche von allen diesen Sachen Gebrauch machen können. Wie unerträglich müßte die Biographie eines Mannes seyn, ob er gleich von denjenigen wäre, deren Daseyn das Menschengeschlecht im hohen Grade empfunden hat, in welcher alle kleine Vorfälle seines Lebens aufgezeichnet wären, in welcher man läse, wenn er aufgestanden sey, was für ein Kleid er diesen Tag getragen, und was für Wein er auf seiner Tafel gehabt habe, kurz alles das, was vorzüglich Bediente und Kammerdiener bemerkt haben würden.

Man stelle sich nur vor, was die Mode sey, und es wird sich gleich ergeben, welchen Einfluß ein Tagebuch, über sie geschrieben, in die Geschichte des menschlichen

chen

chen Geistes haben könne. Und was ist sie denn? Ein Spiel der Einbildungskraft. Wer nichts mehr, als Veränderungen, liebt, der liebt es; wer aber Nutzen und Schönheit sucht, den ekelt davor. In dem unaufhörlichen Wechsel, und dem blos Willkührlichen besteht das eigentliche Characteristische der Mode. Das Neue aber, welches dieser Wechsel aufführt, muß, ehe es wieder verschwindet, immer ein gewisses Bürgerrecht erhalten haben, wenn es wirklich zur Mode werden sol; und dadurch wird nun diese freilich sehr drückend. Sie hat sich über verschiedene Sachen des menschlichen Lebens verbreitet. Hier ändert sie Gestalten und Farben, dort Manieren, u. s. w. Dabei ist keinesweges eine Verbesserung im Nützlichen und Schönen ihre Absicht; sie ordnet nur heute an, um morgen wieder einzureißen. Der Geburthsort ist gewöhnlich Paris, und die Gebährerin selbst etwa ein Puzmädchen. Was von ferne kommt, ist angenehm, wenn es auch geringer Abkunft ist; was Wunder, daß sie in Deutschland mit offenen Armen empfangen wird! Aber an den Höfen wird sie auch nobilitiert. Nun genug. Man wird hieraus
die

die Folge ziehen, daß in den Annalen unsers Zeitalters das Daseyn, und die Macht der Mode überhaupt ganz und gar nichts unbedeutendes sey; daß aber, für die Nachwelt über die tausenderlei Gestalten dieses Undings ein ganzes Journal niederschreiben, zu nichts dienen könne, als ihr bekant zu machen, daß es deutsche Schriftsteller gab, die sich an die Pariser Puzmädchen angeschlossen, um die Mode noch mehr in Schwung und Umlauf zu bringen.

Allein wenn nun auch die Verfasser bei ihrem ersten Endzwecke, obgleich er der vornehmste seyn sol, scheitern, so benimmt dies doch wohl ihrem Werke den Werth noch nicht ganz. Sie haben ja mehrere Absichten, und wenn auch jede nur einigermaßen erreicht werden sollte, — doch wohl aber mehr, als die vorgedachte — so möchte das zusammengenommen Empfehlung genug werden. Sie beweisen, daß der Luxus ein Hauptrad in der Maschine der heutigen Staatswirthschaft sey, und daß er, im guten Sinne genommen, auch den Widerspruch des Moralisten nicht zu befürchten habe. Es ist
hier

hier der Ort nicht, über einen Ausdruck Bedenklichkeit zu machen. Genug unser Leben ist einer Einrichtung fähig, welche die Grenzen der Nothdurft überschreitet, doch so, daß sie sich einer gewissen Ordnung unterwirft, und wider die Gesetze der Sitten nicht anstößt. Man nenne sie Luxus, oder Wohlleben und Hochleben, oder wie man wil. Es gehört keine große Philosophie und Staatskenntnis dazu, um einzusehen, daß diese Einrichtung allerdings einen vortheilhaften Einfluß auf die menschliche Gesellschaft, und selbst auf die Bildung des Geistes habe, und daß sogar das menschliche Leben zwar für sich betrachtet ihrer entbehren könnte, aber nicht nach seiner gegenwärtigen Lage. Allein das Gute, welches eine solche Verfassung mit sich führet, würde verschwinden, und sie würde keinesweges verdienen, unter einem gesitteten Volke geduldet zu werden, wenn sie sich an kein Gesetz mehr binden, und alle Zügellosigkeit gestatten wolte. Hier könnte ich sogleich eine Anwendung auf die Mode machen; aber ich wil mich dieses Vorthails nicht einmal bedienen. Ich folge meinen Journalisten; sie schliessen weiter: daß

dass jenes wichtige Rad im Gange zu erhalten, nichts mehr dienen könne, als die Mode. Und hier übereilen sie sich. Ich gebe zu, dass, wenn die Mode auf einmal vernichtet werden sollte, eine Menge leerer Köpfe, und an Kleinigkeiten gewöhnter Hände einen schrecklichen Fal thun würde; aber dass mit ihr auch das Wohl der Staaten leiden werde, das nimmermehr. Man sieht leicht, die Verfasser suchen das Zuträgliche für den Luxus besonders in dem Ephemeraleben der Moden. Aber man gebe nur unsern Sachen einen dauerhaften Körper, als jene schwächlichen Geschöpfe haben; man sehe mehr auf innere Güte und auf wahre Schönheit; der Weg, bis zur höchsten Pracht zu steigen, ist hier noch leichter, und der Luxus, im guten Sinne genommen, wird dabei mehr gewinnen, als verlieren.

Nicht blos in der Kleidung und im Aneublement, wie sie es nennen, kan sich der Luxus zeigen, sondern ebensowohl auch auf den Tafeln. Wenn nun jemand den Einfal hätte, hier eine Anordnung zu machen, die gerades Weges wider die Gesundheit, und

H. B.

M

die

die Erhaltung des Körpers liefe, aber auf der andern Seite doch den Luxus beförderte, wäre sie entschuldbar? Was hier die Gesundheit ist, das ist dort der gute Geschmack. Verdient dieser weniger Sorgfalt, und gar Vernachlässigung? O es geht viel weiter! Wenn man Beispiele von Ungereimtheiten unsers modischen Zeitalters suchen wil, — und dergleichen solten doch billig auch in die Annalen der Menschheit mit aufgenommen werden — so braucht man eben nicht den guten Geschmack dazu. Es giebt Mängel, welche die Mode begleiten, und sich oft mit ihrem Glanze zu decken suchen, und die nicht einmal ein ehrlicher Tagelöhner bei sich dulden würde. Und was noch mehr; die Mode läßt so wenig ihre Tolheit einschränken, daß sie oft die Gesundheit, wie den Geschmack, und diesen und jene zugleich anfällt. Von allem diesem nichts weiter; es ist bekant.

Die Verfasser haben sich vorgenommen, in ihrem Journale auch neue, nützliche Erfindungen und Verbesserungen bekant zu machen, und haben davon schon Proben gegeben.

ben. In aller Welt, wie kommen sie denn hieher, zu Erfindungen, die ihren Ursprung dem Nachdenken, verschiedenen technischen und wissenschaftlichen Kenntnissen, und dem Geschmacke zu danken haben, die auf Realität abzwecken, und sich so lange im Gebrauche erhalten, bis sie wieder von noch vollkommenern verdrängt werden; Erfindungen, die gerade eben das Gegentheil der Mode sind, und die, wenn man etwa blos auf den Luxus hinsehen wolte, diesen ebenfowohl einschränken, als befördern können? Wirklich, wenn man den Plan der Verfasser betrachtet, insofern er dienen sol, das sich das Journal desto eher behaupte, so ist jenes kein unglücklicher Gedanke; betrachtet man ihn aber von philosophischer Seite, so ist er gar kein Plan mehr. Ohne diese Vereinigung von schwarz und weis, wäre doch das Journal ein gutes Modejournal gewesen.

Es bleibt also nur noch übrig, das Ziel der Verfasser in der Mode selbst zu suchen. Ob ihre Unternehmung vortheilhaft oder nachtheilig auf sie wirken sol, dies möchte nach einigen Aeufferungen der Verfasser beinahe

zweifelhaft scheinen. Vielleicht steckt unter ihr ein feiner Kunstgrif, die bethörte Welt nach und nach auf bessere Wege zu bringen? Nimmermehr; die ganze Einrichtung des Journals, und der Inhalt eines ganzen Jahrganges zeigt offenbar das Gegentheil, und die Verfasser brauchten der Versicherung (im Jul. S. 253.), daß sie mit Freuden ihr Journal endigen wolten, nichts anzuhängen, um zu zeigen, daß sie ihnen nicht von Herzen gehe. Wenn es auch zuweilen scheint, als wolten sie auf die ruhige Tiefe treten, sie bleiben immer in dem Strome. Und was braucht es hier einer weitem Untersuchung; sie erklären sich deutlich genug. Man lese nur den Brief, den sie im 2. St. S. 79. f. aufgenommen haben, so lernt man ihre Parthei kennen. Diesen Brief sollte ich überschlagen; wider den Stachel ist nicht gut lecken. Er sol von einer Dame seyn. Mir liegt nichts daran, ob er nicht von den Verfassern selbst ist. Ich wil es glauben; aber von einer patriotisch deutschen Hausfrau, wie sie vorgeben, ist er zuverlässig nicht. Ich verweile bei ihm, nicht um der Sache willen, die ihn veranlaßet hat, sondern wegen des

Räson-

Räsonnements, welches hier eine Dame höhern Standes über die Mode fällt.

Um mich mit ihnen, meine Schöne, darüber zu unterhalten, muß ich von Adam und Eva anfangen. Ich wil nämlich sagen, für sie ist es fast zu spät, ihnen andere Gedanken beizubringen, aber nicht für ihr Geschlecht, vielleicht auch nicht für ihr eigen Fleisch und Blut. Die Gelehrten theilen sich in zwei Classen; die eine sucht ihre Stärke in der Kentnis einer Menge Sachen, die andere vorzüglich in der Richtigkeit und Feinheit des Verstandes. Wenn sie für ihre Kinder einen Hofmeister wählen, so nehmen sie ihn aus der leztern Classe, gesetzt auch, daß er nicht fechten und reiten kan; treffen sie eine rechte Wahl, und ich stehe ihnen dafür, ihre Töchter werden andere Briefe schreiben, als sie. Lassen sie dieselben fleißig in die Schule des Geschmacks gehen, und es wird ihnen nicht an Gegenständen fehlen, worüber sie sich, wenn sie anders Leute finden, die ihnen gewachsen sind, in Gesellschaften der höhern Welt unterhalten können, und die Mode wird ihnen lächerlich, wohl gar ver-

haft werden, eben so wohl, als ein dummer Junge en grande parure, wie der im Modejournal Taf. 6. ist. Glauben sie nicht, daß alle diejenigen in dieser Schule gewesen sind, die zeichnen, tanzen und den Flügel spielen. Viele mögen wohl einen Aërostat in einen Fächer zeichnen, aber nicht ihr Auge an das Schöne gewöhnen lernen. Es kommt die Zeit, da sie das Tanzen einstellen müssen; zeichnen, und Clavier spielen können sie auch nicht immer; was hilft ihnen dann ihre Geschiklichkeit? Durch einen guten Unterricht in den schönen Künsten und Wissenschaften bildet sich der Geschmak, und so bleibt ihnen etwas, das sie überhaupt zu einer edlern Classe von Menschen erhebt, das allgemein gefalt, und sich in allen ihren Handlungen wieder zeigt.

Man wirft die Frage auf, ob sich das Zeitalter verbessere, oder verschlimmere. Ich glaube wir leben in fruchtbaren Zeiten; Unkraut und Weizen wächst gut. Bei einer Menge Thorheiten, die es jezt giebt, werden doch die Wissenschaften und Künste sehr gut gebaut. Die Welt, die sich die galante
 nent,

nent, und die ganz modisch gefint ist, fühlt
 ihre schwache Seite, und hält sich darum an
 die andere. Man nimt die Miene des Ge-
 lehrten und des Kenners der Künste an. Um
 den Endzwek desto leichter zu erreichen,
 vereinigt man sich in Lesegeſellſchaften. Nie-
 mand lieſt geſchwinder, als die Damen.
 Abends komt man bei dem Thee zuſammen.
 Wie ein Haufen Schmetterlinge, welchen ein
 freundlicher Sonnenblik aus den Puppen her-
 vor gelokt hat, auf den Blumen herum-
 ſchweift, ſo fallen ſie jezt über verſchiedene
 Gegenſtände aus den Büchern der Lesegeſel-
 ſchaft her. Auch ein Gemälde wird aufge-
 zeigt. — Das iſt ſchön, ja das iſt ſchön.
 Wer iſt denn der Meiſter davon? — Rubens.
 — Ja ein Rubens; o es iſt à merveille! —
 Vieles wird durchgenommen, aber natürlicher-
 weiſe, da man mit dem Geleſenen keinen
 eigenen Gedanken verbinden kan, und für
 das Nützliche und Schöne kein Gefühl hat, ſo
 ſtehen die Blumen bald wieder verlaſſen da.
 Man hüpfet geſchwinde auf etwas anderes über;
 und da es für die Damen lächerlich ſeyn wür-
 de, zu kannengiefern, ſo iſt wohl der nächſte
 Gegenſtand die Mode. O, wenn ſie es denn

wollen, so reden sie immer von ihr, nur anders, als das Modejournal! Ihre Tracht, meine Damen, hat so viel Unförmlichkeiten, und sie könnte doch so schön seyn. Nehmen sie nur ihren Kopfpuz, was er nach der Mode ist, und was er, wenn sie wolten, seyn würde. Sie glauben, ich ziele bloß auf ihre babylonischen Thürme, und auf ihre Kriegsschiffe? Sie würden noch immer keinen guten Geschmack verrathen, wenn sie den Gedanken, daß der Hut der Engländerin den Gürtel der Venus ersetze, für etwas anders, als einen satyrischen Einfal, wolten gelten lassen. Nein, höre ich sie sagen, einen Hut mit hoher, schwankender Feder auf den Kopf gedrückt, und so in einen Phaeton gestiegen, o wie götlich! Nun, im Phaeton, und wenn sie ihre zarte Haut vor der Witterung schützen wollen, da laß ich ihn gelten; aber wollen sie in ihrem größten Reize erscheinen, und einem andern ehrlichen Manne auch vergönnen, in ihr schönes Gesicht zu sehen, so wählen sie anders, und die Wahl wird, wie gesagt, ihnen leicht seyn. Aber Einfachheit und Schönheit stehen im engsten Bunde. Sie können wider die eine nicht anstoßen, ohne

ohne nicht zugleich die andere zu verletzen. Ueberdies ein ungestalteter Körper kan durch keine Kleidung schön gemacht werden. Verlangt er einen Ersatz, so kan er ihn nur einzig und allein von dem in ihm wohnenden, unsterblichen Wesen erwarten, welches, so wie es überhaupt der körperlichen Schönheit erst das Leben giebt, auch selbst dahin Anmuth und Reize pflanzet, wo sich die Natur zu stiefmütterlich gezeiget hat. Ich wil indes nicht leugnen, dafs einem Körper eine Kleidung angemessener sey, als die andere, so wie auch eine Farbe besser ins Gesicht kleidet, als die andere. Aber hierwider stößt eben die unumschränkte Mode am meisten an. Eine Dame von mitlerer Größe mit einem Kopfputze, wie er vor kurzen üblich war, auch noch ist, wird doch noch für eine menschliche Gestalt erkant; aber eine von kurzer oder langer Statur wird darin ein Ungeheuer.

Die griechischen Künstler vermieden in der Bekleidung ihrer Figuren zwei Abwege. Ohne das Gewand an den Körper anzuschmie- den, suchten sie, unter demselben so wenig als möglich den Gliederbau zu verbergen.

Mir fallen jezt die Vorschläge ein, die ein Ungenanter *) zu Einführung einer Nationaltracht thut. Sie sind gut gemeint; aber wonicht unmöglich, doch unschiklich. Wir könnten ohne allen diesen Zwang unsere Tracht leicht in Ordnung bringen. Wir dürfen nur aus der ganzen Sache nicht mehr machen, als sie verdient. Die Herren und Damen, deren wichtigste Angelegenheit des Lebens ihr Anzug ist, müssen von ihrer Einbildung erst zurück kommen. Ich glaube, das unsere Tracht im Wesentlichen gut sey, oder das sie doch wenigstens, ohne den Wohlstand, an den wir uns einmal gewöhnt haben, zu beleidigen, darin keine grose Veränderung leiden könne. Dies vorausgesetzt, — freilich müssen wir manche schöne Falte entbehren — komt es auf folgende Punkte an, worauf sich die ganze Einrichtung gründen würde. Die Tracht muß der Gesundheit und dem guten Wuchse des Körpers, zweytens der Bequemlichkeit, drittens der Dauer, und viertens der Schönheit angemessen seyn. Wir müßten die Natur und Anlage unsers Körpers zu

*) Im Modejourn. Febr. S. 72. u. f.

zu wenig kennen, wenn wir nicht wissen wolten, was der erste Punct erfordere. Brauchen wir einen Rath, so dürfen wir ihn nur bei einem verständigen Arzte suchen. Die Forderungen des zweiten Punctes, die das Gefühl selbst an die Hand giebt, wird der gemeine Menschenverstand noch leichter befriedigen. Wir richten uns hier unter andern nach dem Clima, der Jahreszeit, und der Witterung. Bei dem dritten Puncte halte ich mich auch nicht auf. Aber wie steht es mit der Schönheit? Hierüber müssen wir den bildenden Künstler zu Rathe ziehen. Er wird uns solche Vorschriften geben, die auf das wahre Schöne gehen, die sich mit den übrigen Erfordernissen vereinbaren, die Mannigfaltigkeit und Abwechselung gestatten, und durch welche die Tracht, ohne zwangvolle Nationaltracht zu werden, im Ganzen sowohl, als bei jeder einzelnen Person das gefälligste Ansehen gewinnen wird. Uebrigens werden sich die Stände schon von selbst ordnen, und man lasse immer einem jeden seine Freiheit, zu tragen, was er wil. Wegen der Fehler in der Form wird sich der beleidigte Geschmack schon rächen, und in Ansehung

hung der Güte und des Werthes würde die Einschränkung eine Art von Sklaverei seyn, und der Gedanke sonderbar, als ob die Höhern nicht Mittel genug behielten, sich auszuzeichnen. Bei dieser Anordnung aber werden die Manufacturen und Handwerke sich so wohl befinden, als vielleicht bei der Mode nimmermehr.

Ich glaube, daß ich nicht der einzige bin, der hierüber solche Gedanken hegt. Aber die Frage sehe ich entspringen: wer soll sie geltend machen? Von dem Modejournale darf man es nicht erwarten. Ich meines Orts glaube überhaupt nicht, daß sie in der gegenwärtigen Lage der Sache leicht Eingang finden möchten. Aber wenn doch einmal die Rede davon ist, ob nicht der Mode einiger Einhalt zu thun wäre, und wenigstens einzelne Verbesserungen nach und nach eingeführet werden könnten, so sage ich ja, wenn es von oben herab geschieht; das heißt, wenn Prinzessinnen sich der Sache annehmen wollen. Dies wäre überhaupt eines von den Stücken, wo auch eine Dame einen Einfluß in die Regierung eines Landes zeigen könnte.

Das

Das Gesez würde ihr Beispiel seyn, und also lauten: so wil ich mich tragen, und an andern werde ich es gern sehen, wenn sie sich so tragen. Das beträfe eigentlich die weibliche Tracht, die es am allermeisten bedarf. Mit der männlichen liefs sich auf ähnliche Art verfahren, oder sie würde von selbst sich ordnen.

Ich wolte zeigen, was die Mode sey, und was die Verfasser des Modejournals damit vornehmen wollen; und da muß ich schliefen. Nur etwas erinnere ich noch. Man würde mir sehr unrecht thun, wenn man glauben wolte, daß diese Gedanken, die ich, wie man wohl erwarten kan, flüchtiger hinwarf, als ich es bei einer andern Materie würde gethan haben, im mindesten wider die Person und die Fähigkeiten der Verfasser des Journals gehen solten. Uebrigens aber wünsche ich, daß, wenn die Nachrichten des Modejournals auf die Nachwelt kommen, sie, als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit, auch mit dahin gelangen mögen.

K.

EIN

E I N
SELTENER ZOOPHYT.

Der natürliche Körper, den ich jetzt beschreiben wil, giebt mir Gelegenheit zu einer allgemeinen Betrachtung der Geschöpfe, in deren Classe er gehört. Wenn wir nicht in einer Zeit lebten, da die Naturgeschichte so viel Licht verbreitet hat, so müßte ich freilich befürchten, wenn ich auch nur einigermaßen in die Geschichte dieser Geschöpfe eingehen wolte, ohne daß ich eben die Namen einer Hydra und eines Proteus nente, das Ansehen zu gewinnen, als erzählte ich Fabeln. Denn was kan fabelhafter lauten, als daß es Thiere giebt, die ihren Körper in so mancherlei Gestalten verändern, ihn säulenförmig verlängern, wie eine Schlange krümmen, und zu einer Kugel einziehen können; die sich von einem Ende bis nahe an das andere spalten lassen, die Theile vervol-

vollständigen, und, einem Ungeheuer mit vielen Köpfen und Leibern ähnlich, fort leben; die sich wie ein Handschuh umwenden lassen, daß die innere Seite heraus, die äußere hinein kommt, und immer noch leben; Thiere, deren Junge an den Leibern der Alten wie Sprösslinge hervorschießen, wachsen, und sich absondern; die man in Stücke zerschneiden, und so vervielfältigen kan, indem jedes Stük wieder zu einem neuen Körper aufwächst; Thiere, die von so schwächlichem Baue, und von so weicher gallertiger Materie sind, daß sie mit einem zarten Pinsel zerstöret werden können, und außer ihrem Elemente, dem Wasser, sogleich alle Thätigkeit verlieren, die so klein sind, daß man ohne bewafnetes Auge kaum ihre wenigen Glieder unterscheiden kan, und die doch zum Theil in Gehäusen wohnen, welche, in Massen gleich Felsen aufgethürmt, den Stürmen trotzen, und den Schiffen gefährlich fallen.

Als diese sonderbaren Geschöpfe, von welchen man vorher nur wenig wußte, in den neuern Zeiten näher bekant wurden, entstand der Zweifel, ob man sie für Thiere, oder
für

für Pflanzen halten sollte. Man hatte sie schon aus dem Reiche der ersten heraus gebracht, als sie durch neue Beobachtungen wieder zurück geführt wurden. Man verglich die bemerkten Eigenschaften mit den Eigenschaften der Thiere und der Pflanzen, und die Entscheidung fiel zuletzt dahin, daß sie beides zugleich wären; man nente sie folglich *Pflanzenthier*e, *Zoophyten*. *) Wie, Thier und Pflanze in einer Natur vereinigt? Ist dies möglich? Ich darf die Leser, welchen diese Sache noch fremd ist, nur auf die Schriften eines Marfigli, Trembley, Baker, Rösel, Ellis, Bonnet und Pallas verweisen, um von dem, was ich jetzt nur kurz berührt habe, und überhaupt von der Natur und Geschichte der Zoophyten sich näher zu unterrichten. Ich selbst wil jetzt unter Voraussetzung der

*) Altera est et vera, primis Zoophytorum inventoribus forte nimis audax visa sententia: Zoophyta esse animalia vere vegetantia, in plantae formam excrefcentia, plantarumque alias quoque proprietates affectantia, esse plantas quā animatas. *Pallas Elench. Zoophyt. p. 19.*

an ihnen gemachten Beobachtungen untersuchen, ob sie ihre Stelle in dem Reiche der Thiere, oder im Reiche der Pflanzen einnehmen müssen, wofern sie nicht in beiden gleiche Rechte behaupten können.

Es kommt hier vornämlich darauf an, den Begriff fest zu setzen, was Pflanze, und was Thier sey, um beide durch eine bestimmte Grenze von einander zu sondern, und dieser muß so gebildet werden, daß der Naturforscher, dessen Gegenstand Körper und körperliche Eigenschaften sind, Anwendung davon machen kan. Das Vermögen, den Ort zu verändern, welches die meisten Thiere besitzen, ist schon längst für ein trügliches Unterscheidungsmerkmal erkant, weil ganz unbezweifelte Thierarten hierin eine Ausnahme machen, und hingegen gewisse Pflanzen eine ähnliche Erscheinung zeigen. In Betracht der Fortpflanzung findet man zwischen beiden Arten organischer Körper so viel Uebereinstimmendes, daß man auch hieraus schwerlich einen allgemeinen Unterschied wird nehmen können. Hingegen glaubt man diesen in dem Baue des organischen Körpers,

II. B. N info-

insofern er zum Empfang der Nahrung eingerichtet ist, desto sicherer und leichter zu finden. Das Thier sagt man hat eine einfache, aber verhältnismäßig große Oefnung, den Mund, wodurch es seine Nahrung zu sich nimmt; die Pflanzen hingegen ziehen sie durch unzählige kleine Oefnungen in sich. Nun ist zwar wahr, daß der Mund den Thieren, so viel man weiß, ausschließungsweise eigen ist; aber ein allgemeines Kennzeichen ist er doch nur beinahe, denn verschiedene Zoophyten, und besonders das Kugelthier (Volvox), machen noch eine Ausnahme. Auch bezieht sich dieses Merkmal nicht auf die ganze Einrichtung, und auf die vornehmste Anlage des thierischen Körpers, sondern nur auf eine untergeordnete, woraus denn auch folgt, daß immer noch Ausnahmen stat finden können. Endlich bestimmt man den Unterschied zwischen den Thieren und Pflanzen durch die willkührlichen Bewegungen, die man ausschließungsweise, und ganz allgemein den erstern beilegt. Hier fragt sich, was sind willkührliche Bewegungen? Nimt man das Wort im gewöhnlichen Sinne, so sind es solche, die ihren Grund in einem einfachen Wesen

Wesen haben, das wir Seele nennen, und ein solches Wesen liegt auſſer der Sphäre des Naturforschers. Man wird gegen ihn die Seelen, und folglich auch die wilkührlichen Bewegungen der Thiere leugnen, oder ſie doch in Zweifel ziehen, und ſeine Wiſſenſchaft wird ihn bei der Widerlegung verlaſſen.

Ich glaube alſo, daſs der Naturforſcher in dieſer Sache folgenden Gang beobachten muſs, um in ſeinen Grenzen zu bleiben, und doch etwas gewiſſes feſt zu ſetzen. Thiere und Pflanzen ſind organiſche Körper, und alſo Maſchinen. Bei einer Maſchine unterſcheidet man folgende Eigenſchaften: die Materie, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt, die Art und Weiſe der Zuſammenſetzung, oder die Structur, und den Endzwek, wozu ſie dienen ſol, oder die Wirkungen, welche durch ſie hervorgebracht werden können. Dieſe Eigenſchaften geben, wenn ſie näher beſtimmt werden, die verſchiedenen Arten der Maſchinen, und die zweite ſowohl als die dritte, iſt es, durch deren nähere Beſtimmung der Unterſchied zwiſchen Thier und Pflanze entſteht. Der thieriſche Körper iſt künstli-

cher zusammengesetzt, als der vegetabilische. Sie bestehen beide aus Saft- und Luftgefäßen; der erstere aber auch noch aus Nerven und Muskeln. Dieser Unterschied ist in Ansehung der Thiere der höhern Classen sehr deutlich; allein bei den Thieren der niedern Classen nimt er nach und nach so ab, daß zuletzt selbst das bewafnete Auge für ihn zu stumpf wird, und darum ist das aus der Structur hergenommene Merkmal zwar an sich, aber nicht in der Anwendung zureichend.

Es ist nun aber noch der zweite Eintheilungsgrund übrig, die Wirkungen, zu welchen der organische Körper aufgelegt ist, und die überhaupt nichts anders, als Bewegungen seyn können. Diese sind entweder solche, die unmittelbar und zunächst zur Erhaltung und zum Wachstume des organischen Körpers erforderlich sind, die in den innern, und kleinsten Theilen vorgehen, sich durch den ganzen Körper erstrecken, und, so lange derselbe Leben äußert, ununterbrechen fort dauern; oder es sind solche, die in einer entfernten, wiewohl ebenfalls nothwendigen Verbindung mit dem Leben des organischen

Körp

Körpers stehen, die sich an den größern Theilen zeigen, weit mannigfaltiger sind, als die vorigen, und die zu einer Zeit vorkommen, zu einer andern wieder wegbleiben. In die Bewegungen der ersten Art setze ich das vegetativische Leben, das alle organische Körper gemein haben; in die von der zweiten Art das animalische, welches den Thieren allein eigen ist. Man wird leicht erkennen, daß dieser Unterschied sich auf den vorigen gründet; denn bei einem Körper, der gar nichts von Nerven und Muskeln hat, ist auch keine thierische Bewegung möglich; daß aber dieser Unterschied anwendbarer ist, als jener, weil die Bewegungen der Thiere mehr in die Augen fallen, als die Structur ihres Körpers.

Indessen muß man auch hier behutsam verfahren, um nicht gewisse Bewegungen, dergleichen diejenigen sind, die wir Wirkungen der Reizbarkeit nennen, sogleich für Zeichen des thierischen Lebens zu halten. Um die Schwierigkeit, die hier entstehen könnte, zu heben, würde ich in vorkommendem Falle also entscheiden: wenn nur ein Theil eines organischen Körpers solche, den

thierischen ähnliche Bewegungen äussert, der übrige vorzüglichere Theil desselben ein bloßes vegetativisches Leben verräth, so ist der Körper selbst eben so wenig unter die Thiere zu rechnen, als ein anderer organischer Körper, welcher, wie die Conchylie, einen ganz unorganisierten Theil an sich besitzt, unter die Mineralien. Uebrigens kan die Ursache der thierischen Bewegungen blos in einem innern Reize, oder zugleich auch in einer äussern Einwirkung liegen. Die Empfänglichkeit der thierischen Maschine für beide ist das, was wir Empfindung nennen, und die besonders hierzu eingerichteten Theile derselben heissen die sinnlichen Organe.

Man wende nun die Erscheinungen, die sich an den Zoophyten, den sonst so zweifelhaften Geschöpfen, zeigen, hierauf an, und man wird keinen Anstand nehmen dürfen, sie alle, selbst den Volvox, für Thiere zu halten. Ich habe mir vorgenommen, diese Geschöpfe etwas näher zu betrachten, in der Absicht, sie theils mit den andern Thieren, theils unter sich selbst in eine, dem natürlichen Systeme so viel möglich angemessene Ordnung zu stellen.

Was

Was sind die Zoophyten, und welche Stelle nehmen sie in dem Reiche der Thiere ein? Man hat sie, und zwar mit Recht, zu dem Gewürme gerechnet; und wenn ich nun den Character dieser Thierclasse als bekant voraus setzen darf, so komt es nur darauf an, die Zoophyten von den übrigen Würmern zu unterscheiden. Zu dem Ende durchgehe man die Stufenfolge der Thiere, und bemerke, wie der Bau des Körpers sowohl im Innern, als Aeußern, immer einfacher wird, wie sogar ein Theil nach dem andern sich verliert. Das Insect hat kein solches Herz, noch Lungen, wie die Thiere der obern Classen besitzen. Den Würmern fehlen noch mehrere Theile; einigen sogar der Darm zur Abführung, dessen Stelle der nämliche Schlund vertritt, welcher die Speise aufnimmt. Doch sind sie noch mit dem besondern Behältnisse versehen, in welchem die Speise gesamlet, und verdauet wird, mit dem Magen. Den Zoophyten aber mangelt auch dieser. Ihr ganzer Körper gleicht einem leeren Schlauche. In diesem wird die Speise aufgenommen, das gröbere von den feinem Nahrungstheilen abgefondert, jenes wird bei

gen durch den Mund wieder ausgeworfen, bei den meisten andern aber scheint es durch feine Gefäße der Oberfläche abzugehen, und sodann noch der Stof der Hüllen zu werden, mit welchen ihre weichen Leiber umgeben sind.

Man pflegt die pflanzenähnliche Natur der Zoophyten, die man besonders in ihrer Fortpflanzung bemerkt, zum Unterscheidungsmerkmale anzunehmen. Allein dieses Kenzeichen ist nicht bestimmt, und allgemein genug. Wenn man die jungen Zoophyten wie Schöslinge der Bäume an dem Mutterstamme entstehen, und wachsen sieht, so nimt man ein ähnliches bei andern Würmern, z. B. bei der Müllerischen Naide, wahr. Auch die Reproductionskraft, wodurch abgeschnittene Theile wieder ersetzt werden, findet sich, wenn auch nicht in gleichem Grade, bei andern Thieren, besonders bei den Würmern. Hier aber, wo sie am stärksten ist, gründet sie sich eben auf den ganz einfachen innern Bau des Körpers. Ich nehme also dieses immer gegenwärtige Merkmal zur Unterscheidung an, und erkenne an dem

Man-

Mangel aller innern Theile, selbst des Magens, den Zoophyt. *)

Welche Stelle diese Thiere unter den übrigen, und insbesondere unter dem Gewürme einnehmen, ist nun leicht entschieden; die unterste, die unmittelbar an die Pflanzen grenzt. Aber schwerer ist es ohne Zweifel, die Zoophyten unter sich in eine natürliche Verbindung zu bringen. Unter den Gattungen, welche Hr. Pallas in seinem Elencho Zoophytorum aufführt, würde ich folgende Ordnung für die natürlichste ansehen: *Tubipora, Tubularia, Hydra, Eschara, Cellularia, Sertularia, Gorgonia, Antipathes, Isis,*
N 5 *Mille-*

*) Um einer Einwendung, die man wider die Allgemeinheit dieses Begriffs machen könnte, zu begegnen, bemerke ich einmal, dass sich wegen der genauen Verbindungen im Natursysteme bei jeder Abtheilung gewisse Arten finden, welche den Uebergang zu einer andern machen, und von dem allgemeinen Begriffe anfangen abzuweichen; zweitens, dass man aber auch nicht jedes Thier für einen Zoophyt halten muss, weil es bisher dafür angesehen worden ist.

Millepora, *Madrepora*, *Pennatula*, *Alcyonium*, *Spongia*, *Brachionus* (doch mit Ausschluss verschiedener Arten), *Volvox*. Ich behalte mir vor, in einem folgenden Bande der Phil. Unterh. mich über diese Ordnung näher zu erklären, und sie zu rechtfertigen. Ich werde mich dabei auf die bisherigen Beobachtungen, und auf den Satz gründen, daß je einfacher der Körperbau, und je einfacher die thierische Bewegung ist, desto niedriger sey auch die Stufe, welche das Thier im Natursysteme einnimmt. Für jetzt wende ich mich zu der Beschreibung des vor mir liegenden Körpers.

Dieser Körper ist ein Product des Meeres, einfach, und etwas unförmlich gestaltet, und ziemlich gros. Von der platten, länglich runden Grundfläche, womit er dem Ansehen nach fest gefessen hat, steigen die Seiten bogenförmig empor, und schliessen oben ein ganz flaches Gewölbe. Sein Durchmesser beträgt in der Länge 17, in der Breite $14\frac{1}{2}$, in der Höhe $7\frac{1}{2}$ Zol. Das Aeussere besteht in einer höckerigen, unebenen Rinde, die den Körper, so weit er frei liegt, umgibt, mit
vie-

vielen kleinen Löchern durchbohrt, und etwa eine Linie stark ist. Diese Löcher gleichen Nadelftichen, sie sind länglich rund, auch zirkelrund, und stehen reihenweise dicht an einander, daß zwischen zweien oft kaum noch ein drittes stehen könnte. Zwei, drei oder mehrere solche Reihen neben einander schlängeln sich allenthalben auf der Oberfläche herum, und stoßen wieder zu andern Reihen, da denn an solchen Stellen die Löcher sehr häufig und unordentlich zu stehen kommen.

Das Innere des Körpers sieht einem vom Schifwurme durchbohrten Holze nicht unähnlich. Sehr viele, neben einander liegende, und vom Boden nach der Oberfläche gerichtete Höhlen nehmen den innern Raum ein. Die dazwischen liegenden Wände, die sie umfassen, sind kaum $\frac{1}{2}$ Linie stark, und mit einem schwammigen Netze bekleidet, in welchem man zarte Häutchen wahrnimt, die der vertrocknete Ueberrest einer gallertigen Substanz zu seyn scheinen. Die Höhlen sind mehr lang, als weit. Ihr länglich runder Durchschnitt in die Quere beträgt $\frac{1}{4}$ Zol, und drüber. Ihre Länge ist verschieden; die unter-

tersten, nach der Seite gerichteten, sind ihrer Lage wegen kürzer, die andern gehen nicht alle durchaus, sondern einige sind unterbrochen, und wieder mit andern verbunden, manche theilen sich, einige weichen von der gewöhnlichen Richtung ab. Alle diejenigen aber, welche die Rinde erreichen, treffen auf die neben einander gereiheten, oder in Haufen vereinigten Löcher; die Scheidewände hingegen fügen sich da an, wo die Rinde undurchlöchert ist.

Die Materie dieses Körpers ist durchaus faferig, doch nicht von gleicher Dichtigkeit. Fein, und ziemlich dicht ist die Rinde, die sich wie Kork anfühlen läßt, und mit der Alcyonienrinde sehr übereinkommt; weicher und faferiger ist die Materie, welche die Scheidewände bildet, und noch weicher diejenige, aus welcher das Nez gestrikt ist. Die Rinde ist braun, das Innere graulich von Farbe. Jene riecht, wenn sie auf Kohlen gelegt wird, fast wie verbrantes Horn; die innere Substanz aber giebt im Verbrennen einen ähnlichen Geruch von sich, wie der gemeine Badsehwam (*spongia officinal.*).

Nun

Nun muß ich an diesem Körper noch einige größere Höhlungen bemerken. Die eine zeigt sich ganz im Innern, und ist von solchem Umfange, daß sich viele von den beschriebenen kleinern Höhlen darin endigen. Ich kan nicht bestimmen, ob sie gleich anfänglich bei dem Baue des Ganzen angelegt, oder ob sie durch eine Verletzung entstanden sey. Aber auch von aussen, und zwar von oben, senken sich eine große, auf vier Zoll weite Höhle, und drei kleinere in das Innere hinein, und theilen sich in verschiedene noch kleinere. Man kan aber in ihnen den innern Bau selbst nicht erblicken, denn sie sind ebenfalls mit Rinde umgeben, die mit der äußern Rinde genau verbunden, mit ihr auch von gleicher Substanz, aber undurchlöchert ist. Diese Höhlen scheinen dem Körper natürlich zu seyn, und den Grund ihrer Entstehung in seinem Baue zu haben.

Aus dieser Beschreibung wird man erkennen, daß der gegenwärtige Körper in Ansehung seines innern Theils viele Aehnlichkeit mit einem Seeschwamme (*spongia*) habe. Allein die Rinde unterscheidet ihn davon.

Wenn

Wenn man hingegen die Gattung des *Seckorks* (*Alcyonium*) etwas allgemeiner, als Hr. Pallas, bestimmt, wenn man die Merkmale wegläßt, daß die Rinde mit Warzen, die sich in sternförmige Mündungen öffnen, besetzt, und das inwohnende, belebte Wesen mit Fühlfäden versehen sey, so glaube ich, daß man diesem Körper füglich eine Stelle in dieser Gattung der Zoophyten anweisen, und ihn als ein Bindungsglied zwischen ihr und der Gattung des Schwammes ansehen könne.

Nach der Meinung des Hrn. Pallas ist der Seeschwamm thierischer Natur, *) und der gallertige Bestandtheil desselben der Sitz des thierischen Lebens. Bei dem gegenwärtigen Körper wären also die oben bemerkten Häutchen

*) Zwei berühmte Naturforscher, der verstorbene O. F. Müller (in der Gesch. der Dän. und Norweg. Thiere) und Hr. Spallanzani (in einem Schreiben an Hr. Bonnet), sind gegentheiliger Meinung. Es beruht auf richtigen Beobachtungen; nach diesen, und nach den oben festgesetzten Begriffen ist die Sache zu entscheiden. Ich werde künftig wieder hierauf kommen.

chen Ueberreste eines solchen Wesens. Wie aber dasselbe sonst beschaffen, und ob es mit Fühlfaden versehen sey, das läßt sich in dem gegenwärtigen Zustande des Körpers nicht bestimmen.

Die Löcher in der Rinde dienen ohne Zweifel dazu, daß durch sie dem Innern die Nahrung zugeführt werde. Und so läßt sich denn auch mit Wahrscheinlichkeit erklären, aus welcher Ursache die von außen sichtbaren Höhlen vorhanden seyn mögen. Es scheint nämlich zur Erhaltung des Körpers nöthig zu seyn, daß die Größe der Oberfläche, durch welche die Nahrung eingenommen wird, mit dem innern Gehalte immer in einem gewissen Verhältnisse bleibe. Nehme ich nun dieses Verhältniß an, wenn der Körper noch klein ist, so wird es sich, wie aus der Größenlehre erhellet, nach und nach verlieren, indem er zu der gegenwärtigen Masse erwächst; und es muß nun entweder der Theil, welcher die Nahrung einnimmt, vergrößert, oder das innere Gebäude verkleinert werden, oder beides zugleich geschehn. Die Natur schlägt den zweiten Weg ein. Es würde

de der letzte stat finden, wenn die Rinde in jenen Höhlen auch mit Löchern versehen wäre; das ist sie aber nicht.

Ob dieses Naturproduct dasjenige sey, welches im Davilaifchen Cataloge (T. I. p. 66.) unter dem Namen *grand Guépier de mer* aufgeführt wird, das läßt sich aus der kurzen Beschreibung des letztern nicht bestimmen. Uebrigens hoffe ich, daß zur Deutlichkeit der gegenwärtigen Beschreibung keine Zeichnung nöthig sey; die aber, wenn sie die Leser verlangen sollten, mit dem künftigen Bande folgen würde.

K.

ÜBER

ÜBER EINIGE
NEUERE
ENGLISCHE KUPFER.

Die englischen Künstler haben seit einiger Zeit verschiedene Werke geliefert, welche in mehr als einer Rücksicht allgemeine Aufmerksamkeit verdienen; einmal in Ansehung ihrer Veranlassung, oder der Gegenstände, die sie enthalten, sodann in Ansehung der Kunst selbst, die sich in ihnen zeigt. So wurden Künstler durch die großen Begebenheiten des leztern Krieges, andere durch die Entdeckungen in den entlegensten Theilen der Erde, wieder andere durch die Naturschönheiten ihres eigenen Landes aufgefordert, durch Pinsel und Grabstichel Denkmäler zu stiften, und Werke hervorzubringen, welche das Auge ergötzen, das Herz rühren,

II. B. O und

und den Verstand belehren. Wäre ich nicht selbst ein Künstler, ich würde, da ich dieses schreibe, mich verleiten lassen, den bildenden Künsten eine große Lobrede zu halten; denn zu was für verschiedenen, allgemein interessanten Absichten lassen sie sich nicht anwenden! Es ist gewis eine sehr edle Art, einem großen Manne ein Denkmal zu errichten, wenn es vermittelt einer schönen Kunst geschieht; und wir alle, die wir noch auf dieser Erde wohnen, und noch diese Sinne haben, wollen wir nicht immer gern auch das mit Augen sehen, was unsern Verstand beschäftigt? Wir suchen den Reisenden zu den Alterthümern Griechenlands, und in die wunderbaren Gebirge der Schweiz zu folgen; aber wir sind bei ihnen, sobald wir diese Gegenstände auf den Kupfern der malerischen Reise erblicken. Die Reisenden erzehlen uns von den Nationen, den Naturproducten, und andern Seltenheiten fremder Länder; aber was wir zuweilen lange angehört, und doch kaum begriffen haben, das stellt sich auf einmal unserm Auge lebhaft in einer Zeichnung dar.

So schätzbar diese Vortheile sind, welche die bildenden Künste gewähren, so sind sie doch nicht die wichtigsten. Die höchste Absicht aller schönen Künste ist, den Geschmack zu bilden, erhabene Empfindungen einzuflößen, und so den Geist zu veredeln. Diese Wahrheit ist, wenigstens seitdem Sulzer schrieb, wohl oft gesagt worden; aber ist man auch aufmerksam genug darauf gewesen? Ich glaube, daß sie nicht zu oft wiederholet und angepriesen werden kan, insbesondere denjenigen, welche bloß Liebhaber der Künste seyn wollen. Diese würden den Namen gar nicht verdienen, wenn bei ihrem Umgange mit den Künsten jener Hauptendzweck nicht ganz der ihrige seyn sollte. Die Zahl derselben ist gegenwärtig gewis so groß, als sie nur jemalen gewesen seyn mag; aber wenn man daraus auch auf die Vollkommenheit der Künste, und auf die möglichst beste Anwendung derselben schließen wolte, so würde man wohl fehlen. Gleichwohl ist es gewis, daß der Geschmack der Liebhaber einen starken Einfluß auf den Künstler hat, und daß dieser oft zurückbleibt, wenn jener nicht der ächte ist. Darum sollte man in den

Kunstschulen, die zum Unterrichte für jederman geöffnet werden, dahin sehen, daß denjenigen, die nicht selbst Künstler werden, oder von den Kunstfertigkeiten in andern Beschäftigungen Anwendung machen wollen, mehr richtige Kentnis in der Kunst, als eigene Geschiklichkeit beigebracht würde, insofern nicht jene die letztere voraussetzt, oder von ihr befördert werden kan. Wenn also Schüler und Schülerinnen, wie ich es aus eigener Erfahrung habe, sagen: o wenn ich nur recht zeichnen könnte, ich wolte alle meine Freunde abzeichnen, oder, ich wolte reisen, und alle schöne Gegenden, die ich zu Gesichte bekäme, mit nach Hause bringen, so lasse man sie bei diesen Gedanken, sie sind gut und dienen zur Ermunterung; aber wenn sie etwas weiter kommen, so mache man sie immer mehr mit der erhabenen Absicht bekant, wohin ihre edlen Beschäftigungen eigentlich gerichtet seyn müssen.

Die öffentliche Beurtheilung der Kunstwerke wird zur Ausbreitung des Geschmaks ebenfalls sehr vieles beitragen. Es scheint
aber,

aber, daß heutzutage über die Künste mehr historisch geschrieben, als nach Grundsätzen und Regeln geurtheilet werde. Ich habe mir vorgenommen, in dieser Schrift bisweilen einige Gedanken über Werke der Kunst zu äußern, und werde mich befriedigen, wenn ich damit nur so viel ausrichte, daß ich Männer, deren Urtheil wichtiger, als das meine, ist, veranlasse, mehr auf eine Sache Bedacht zu nehmen, die gewis für Künstler und Liebhaber von den vortheilhaftesten Folgen seyn würde.

Ich mache einen Versuch mit einigen englischen Kupferstichen. Darunter ist kein Heldentod des General Wolfe's, von Woollet nach West gestochen, keine Zerstörung der spanischen Feuerschiffe, von Fittler nach Paton; es sind auch nicht die Scenen aus den Ländern der Südsee, in deren Darstellung verschiedene Künstler mit einander wetteiferten; sondern Ausichten aus englischen Provinzen, anmuthig, reizend, oft prächtig erhaben, kurz die schönsten aus einem Lande, das vor vielen andern Ländern schöne Gegenden hat. Hr. *S. Middiman* giebt sie

nach Gemälden und Zeichnungen verschiedener Meister mit beigelegten kurzen Beschreibungen seit 1784 heftweise heraus unter dem Titel, *Collection of select views in Great Britain*. Diese Kupfer sind in der That ungemein anziehend für das Auge; denn man nehme, die reizendsten Gegenstände, mit einem überaus faubern Grabstichel behandelt. Ich vermute nur, daß der Beifal, den sie sich erwerben, gar zu unbegrenzt seyn möge. Wir wollen sie näher betrachten.

In dem Aufsatze über die bunten Kupfer *) habe ich bereits gesagt, was zu beobachten sey, wenn ein körperlicher Gegenstand auf einer Fläche abgebildet werden sol. Es kommt dabei auf den richtigen Entwurf, auf Schatten und Licht, und auf den Ausdruck der Beschaffenheit seiner Oberfläche an. In Ansehung des Entwurfs, und der Vertheilung des Schattens und Lichts findet zwischen den verschiedenen Arten der Kunstwerke kein Unterschied stat. Dieser fängt erst mit der Ausführung an, welche bei dem Gemäl-

*) S. den vorigen Band.

mälde durch Pinsel und Farbe, bei dem Kupfer mittelst des Grabstichels, oder der Radiernadel geschieht. Das Eigenthümliche eines Kupferstichs, worauf man bei dessen Beurtheilung zu sehen hat, ist also die Beschaffenheit des Stichs.

Da die Körper von verschiedener Materie und Zusammensetzung sind, und diese Verschiedenheit, ohne daß man auf die Farbe sehe, sich schon auf ihrer Oberfläche zeigt; so ist zur getreuen Darstellung nöthig, sich verschiedener Striche und verschiedener Verbindung derselben zu bedienen, um jene Mannigfaltigkeit nachzuahmen. Das Nackende, die verschiedenen Stoffe des Gewandes, die luftige Wolke, der Spiegel des Sees, die schäumende Welle, der grüne Boden, alle diese verschiedenen Gegenstände verlangen auch verschiedene Arten des Stichs. So nöthig diese Forderung ist, so geschieht es doch, daß Künstler dagegen handeln. Es scheint, daß man eine gewisse Geschiklichkeit zu erkennen geben wolle, indem man durch einen ganz einförmigen Stich dennoch mit Hülfe des Lichtes und Schattens Körper hervorzu-

bringen im Stande ist. Ich verkenne diese Geschiklichkeit nicht, suche sie aber mehr in der Fertigkeit der Hand, als in der Stärke und Anwendung des Geistes.

Der Künstler, welcher sich hier der Vorschrift seiner Kunst unterwirft, versucht, Gegenstände nachzuahmen, hält den Versuch gegen die Natur, vergleicht, ändert ab, und das so lange, bis er die möglichste Aehnlichkeit erreicht hat. Und hierzu hat er vorzüglich Erfindung und Beurtheilungskraft nöthig. Ist er mit dem Versuche zum Ziele, und der Stich erfunden, dann sucht er auch die Hand zu üben, und sich die verschiedenen Arten desselben eigen und leicht zu machen. Der Künstler aber, der über diesen Punct gleichgültig ist, verfährt anders; er übt die Hand in einer selbst beliebten Manier, und stat daß jener trachtet, der Natur immer näher zu kommen, so hütet sich dieser nur, sich nicht zu sehr von ihr zu entfernen. Jener zeigt den denkenden, dieser mehr den mechanischen Künstler. Der letztere setzt die Absicht seiner Arbeit in den Stich, der erste in die getreue Vorstellung. Der Stich des
einen

einen ist für sich nichts, er verschwindet dem Auge, und läßt das Bild zurück; der Stich des andern scheint nur um seiner selbst willen da zu seyn. Eine Hauptregel ist es also, daß der Stich die Oberfläche der Körper, so wie sie in das Auge fällt, immer gehörig ausdrücke. Eine Art der Arbeit, welche dieses nicht gestattet, ist darum auch nicht zu empfehlen. Eine solche ist die sogenannte schwarze Kunst, besonders auf Landschaften angewendet.

Nach dieser festgesetzten Regel möchten nun auch die vor mir liegenden Kupfer die Probe nicht wohl aushalten. Die Zierlichkeit und Regelmäßigkeit des Stichs giebt ihnen ein so gefälliges Ansehen, daß das Auge bei dem ersten Blicke ganz eingenommen wird; aber bei einer nähern und anhaltenden Betrachtung entdeckt sich oft das Täuschende. Man findet hier die Mannigfaltigkeit, und den Ausdruck nicht in dem Grade, welchen die getreue Nachahmung der Natur erfordert, so daß das Auge immer mehr unterhalten wird, je länger es dabei verweilet. Gewisse Gegenstände, ein Berg in der Ferne, die klare Luft, ein lichtiges Gewölke, das stehen-

de Wasser, sind oft natürlich ausgedrückt, weil sie die Einförmigkeit des Stichs eher vertragen, da ihre Oberfläche an sich einfach ist, oder das Mannigfaltige derselben in der Ferne zusammenschmelzt. Man betrachte den äussersten, im Gewölke sich verlierenden Berg in *View at Ambleside* (im 6. Heft); wie schön! Aber die meisten übrigen Gegenstände leisten dem Verlangen des Kenners keine Gnüge. Um einzusehen, dass es die Kunst weiter bringen kan, halte man diese Kupfer gegen einige der *Tableaux pittoresques de la Suisse*. Es zeigt sich, dass der Stich der letztern feiner, zusammengesetzter, mannigfaltiger, und vol natürlichen Ausdrucks ist. Die Stiche laufen oft so durcheinander, dass man glaubt, Verworrenheit zu entdecken; aber man sieht, dass der Künstler dabei gedacht, und alles auf das schönste vereiniget hat. Um aber die englischen Kupfer in einen recht auffallenden Contrast zu stellen, so vergleiche man sie mit den Waterlooschen radierten Landschaften, besonders in Ansehung der Bäume. Wenn jene einen überaus grossen Fleis zu erkennen geben, so scheinen diese die grösste Nachlässigkeit

figkeit zu verrathen. So mag es scheinen; aber kurz, in welchen hat die Natur am meisten gewonnen? Es ist wahr, die Schönheit der Waterloofchen Bäume hängt nicht bloß von der glüklichen Führung der Radier- nadel ab, sie liegt schon im Entwurfe, im Schwunge der Aeste, in der Anordnung der Partien, und des Lichtes und Schattens. Aber so flüchtig die Ausführung zu seyn scheint, so ist sie doch mit vieler Ueberlegung, und der Natur sehr getreu gemacht, und man unterscheidet in ihr gar wohl den krausen Baum von dem struppichten Gebüsch im Sumpfe, und von dem berafeten Boden. Wenn die Waterloofchen Stücke fleißiger gearbeitet, und noch mehr ausgeführt wären, — das vielleicht nur dem Grabstichel möglich ist — so würden sie noch einen Vorzug mehr besitzen, den man aber bei den übrigen höhern Vorzügen leicht vermißt. Völlig ausgeführte Stücke sollen die Waterloofchen nicht seyn, die englischen aber sollen es seyn, und dennoch stehen sie hinter jenen zurück.

Ich

Ich habe erwehnt, daß der Stich in den französischen Kupfern feiner sey, als in den englischen; die Striche sind zarter, sie liegen dichter an einander, und die Oberfläche ist also mehr bearbeitet. Die Stärke des Stichs, das ist die Breite und Tiefe der Striche, richtet sich in einem und dem nämlichen Kupfer nach der Lage der Gegenstände, und nach Schatten und Licht, in verschiedenen Kupfern aber nach der Größe des Blattes, und der darauf abgebildeten Figuren. Denn je größer ein Gegenstand ist, desto entfernter wird er betrachtet, desto stärker muß der Stich seyn, wenn er gehörig wirken sol. Hieraus läßt sich auch die Folge ziehen, daß das Kupfer auf eine gewisse Größe eingeschränkt sey. Denn ein solches Kunstwerk wil aus einem Standpuncte betrachtet seyn, aus welchem es ganz übersehen werden kan; da nun ein Körper, je größer er ist, desto entfernter betrachtet werden muß, wenn ihn das Auge ganz fassen sol, so könnte, wenn man sich hier an kein Maas binden wolte, die Entfernung so gros werden, daß der stärkste Stich mit dem erforderlichen Ausdrucke nicht mehr dahin reichte. Eine ganze
Per-

Person in Lebensgröße auf einem Kupfer abzubilden wäre darum ganz unschicklich. Der Maler ist in diesem Puncte weniger eingeschränkt, nur muß er sich in der Bearbeitung danach richten; und darin findet sich denn auch ein Unterschied zwischen einem Gemälde mit lebensgroßen Figuren von Rubens und Spagnoletto, und einem kleinen Gemälde von Netscher, Gerard Douw und van der Werf. Die englischen Kupfer gehören mehr zu den kleinen, als zu den großen, und es ist in Ansehung dessen die Stärke des Stichs desto auffallender.

Ich habe diese Kupfer allgemein, und bloß von Seiten des Stichs betrachtet. Nun wil ich noch einige einzeln durchgehen, und dabei auch auf die übrigen Theile der Kunst Rücksicht nehmen. So wie in Ansehung des erstern Punctes der Tadel nicht alles trifft, so werden sich überhaupt zwar verschiedene Fehler, aber auch nicht wenige Schönheiten an ihnen entdecken.

In dem ersten Blatte des dritten Heftes, *Matlok High-tor*, ist der große bewachsene Fels,

Fels, der Hauptvorwurf dieser Landschaft, im Stiche sehr gut ausgeführet. Ueberhaupt hat dieser Felsen viele Schönheit; nicht nur in dem natürlichen Ausdrücke des bewachsenen, und des kahlen Theils, sondern auch in der wohl getroffenen Beleuchtung und Luftperspectiv. An den entfernten Bergen hingegen zeigt sich der einförmige Stich in einer sehr merklichen Härte.

Coniston Lake, das folgende Blat, stelt eine ungewöhnliche Scene der Natur dar. Wie vortreflich wäre dieses Blat, wenn die Kunst al das ihrige gethan hätte! Dafs der grose, in Wolken gehülte Berg in die Mitte gelegt, der Vorgrund ganz einfach gemacht, das Gewölke auf der einen Seite dunkel gehalten, auf der andern vom Lichte durchbrochen, und dadurch, und durch die prälenden Lichter der Landschaft ein düsteres und schauderhaftes Ansehen gegeben worden ist, das gefällt mir; aber es sind der hervorstechenden Lichter zu viel; ich würde es bei dem Hauptlichte nahe am Vorgrunde, und dem, welches auf den Abhang des Berges hinstreift, und die jenseit des Wassers lie-

liegenden Häuser trifft, haben bewenden lassen.

Ueberhaupt hat der Künstler die Gegenstände, besonders die Bäume, die es doch am wenigsten vertragen, zu sehr durch starke Schatten und Lichter zu heben gesucht. Dadurch entsteht ein doppelter Nachtheil. Einmal wird das Auge, wie bei dem gegenwärtigen Blatte, durch viele pralende Lichter zerstreut, sodann verliert auch der natürliche Ausdruck viel; denn die Lichtstellen sind zu wenig bearbeitet, der Schatten aber ist so stark, daß darin die Striche nicht mehr unterschieden werden können. In den französischen Kupfern hingegen fließt Licht und Schatten sanft in einander, und den Gegenständen ist durch eine gute Bearbeitung Rundung und Leben gegeben.

Um näher über die Bäume zu urtheilen, betrachte man auf dem vierten Blatte dieses Heftes, *View near Beath*, die Gruppe dreier Linden. Die Vergleichung wird am meisten ausrichten; man halte sie gegen die Bäume des 52. Blattes der Tableaux pitt. de la Suisse, beson-

besonders gegen den groſen in der Mitte. Wenn man auch dabei auf die verſchiedene Art der Bäume ſieht, ſo ſind doch die Partien dort einſörmig, ſchwehr, und hart abgeſchnitten, hier ſehr mannigfaltig, und mit vieler Leichtigkeit entworfen, verbunden und ausgeführt. Doch ich würde dem Künftler zu nahe treten, wenn ich nicht auch einige ſchöne Bäume bemerken wolte. Zu den vorzüglichſten rechne ich die Eiche auf dem erſten, und die drei hohen Linden auf dem dritten Blatte des fünften Heftes, an welchen letztern auch die Luſtperſpectiv gut beobachtet iſt. Bei dieſen und andern Ausnahmen ſind die bemerkten Fehler ſehr vermieden, der Stich iſt zwar noch immer von ſeiner Art, aber doch zu einem höhern Grade des Natürlichen gebracht und vielleicht mögen auch die Originale, wonach gearbeitet wurde, das ihrige mit beigetragen haben.

Auf dem erſten Blatte des ſechſten Heftes ſtellt der Künftler mit dem See *Winnandernere* eine ſtille, melancholiſche Ausſicht dar. Die Wahl und Anordnung, und die Beleuchtung im Ganzen iſt ſchön. Die Bäume aber
ka-

haben zu helles Licht, und der hohe im Vorgrunde ist wider die Luftperspectiv durchaus gleich stark beleuchtet, da der entfernte-
re Gipfel matter seyn sollte. Die auf der linken Seite im Vorgrunde liegenden Felsenmassen können von dem zu starken und ein-
förmigen Stiche ein Beispiel geben.

Das nachfolgende Blat, *View near Canterbury*, halte ich für eines der schönsten. Die Wahl der Gegend und des Standpunctes, und was der Künstler aus eigener Erfindung hinzugethan hat, ist harmonisch, und den vornehmsten Regeln der Kunst gemäs. Drei Partien von Bäumen und Gesträuche machen die Hauptgruppen aus, und liegen, wie es die Anordnung gern wil, in ein Dreieck vertheilt. Die Partie zur linken, welche noch ein bewachsenes Stük Felsen vor sich hat, ist die nächste, die zur rechten etwas entfernter, noch mehr die mittelfte. Jene beiden verbinden sich mit mehrern Gesträuche, an welchem sich der Weg hin krümmt, der zur rechten hervorkommt, und sich über den Mittelgrund, so weit das Auge reicht, hinaus hebt. Die beiden entfernten Partien lassen zwischen sich ein stilles, mit niederm Gebü-

lk. B.

P

sche

sche umkränzttes Wasser erblicken. Das Hauptlicht trifft den Weg mit den beiden vordern Gruppen, und die Luft; die dritte Gruppe enthält die Ruhestelle. Das stärkste Licht ist zur rechten im Wege, und geht durch eine leichte Verbindung zu dem auf der linken Gruppe über. In einer überaus guten Lage ist das dritte Licht angebracht, theils wegen des Contrastes, den es mit den davor stehenden Bäumen macht, theils wegen des Gleichgewichtes, das es in die Luft, und mit der dritten Gruppe in die ganze Landschaft bringt. Die Luft heitert sich auf, die Gegend ruhet, ein einzelner Reiter belebt sie. Das Stük hat seinen Character, indem es alle Merkmale einer lieblichen, anmuthigen, und dabei einsamen Gegend in sich vereinigt, die sich einer sanften, gefühlvollen Seele zur Betrachtung darlegt. Darin zeigt sich die kluge Wahl und Zusammenfetzung; ein einziger anderer Gegenstand, ein wildes Gesträuche, ein düsteres, oder feuriges Gewölke, ein schneller Bach, oder ein tobender Wasserfal, würde den ganzen Character verändern. Diese Wahl steigt bis auf die Figur hinab. Unter dem Reiter denkt

denkt man sich etwa einen Reisenden; wenn man ein Gebäude erblickte, oder einen Ackersman, oder einen Hirt, so vermuthete man mehrere Menschen in der Nähe, und dies wäre der Einsamkeit des Ortes entgegen. Ich breche hier ab. Von der Ausführung könnte ich ebenfalls viel gutes sagen, besonders ist der Stich in der Ferne ganz flach gehalten, welches einen schönen Ton in das Ganze bringt.

Oben wünschte ich, durch diese Betrachtung Kenner zu einem wichtigen Dienste für die Kunst zu veranlassen. Hier muß ich noch gedenken, daß ich auch wünschte, ein Wort an die Liebhaber geredet zu haben. Denn wie viel fand ich über ein einziges Kupfer zu sagen, und wie viel mehreres hätte ich noch sagen können. Aber bei einer flüchtigen Betrachtung der Kunstwerke, und bei dem Wunsche, nur immer etwas neues zu sehen, wird das Gefühl niemals rege, und die meisten Schönheiten bleiben unmerkt.

E. K.



SIN-

SINGEDICHTE.

Das Singedicht.

Du meinst, ich steche gern?
Alcantor, sey kein Kind;
du weißt doch wohl, was eine Biene ist?

Meine Poesie.

Selinde ist mein Lied.
O Kenner, kom und richte!
Ist meine Poesie nicht schön?

An den Frühling.

Kömmst du wieder, schöner,
Hingeblicher holder,
Wonnevoller Frühling?
Ach! Nur eine einzige

Auf-

Aufgeblühte volle
 Jugendliche Rose!
 Oder wilst du lieber
 Aus der Flor das erste
 Frohe Kind der Liebe,
 Dein geliebtes Veilchen?
 Sieh! Noch immer einsam
 Wandl' ich an dem Ufer,
 Das die Silberwelle
 Küssen darf und schmachte.
 Kömst du wieder, schöner,
 Hingeblihter holder,
 Wonnevoller Frühling?
 An dem Ufer wil ich
 Dir entgegen wandeln,
 Bis ich an der Quelle
 Ruhend dich erwarte,
 Und die aufgeblühte
 Jugendliche Rose,
 Oder, ja, dein liebes
 Frohes Veilchen küsse.

Dem Veilchen.

Der falsche Zephyr, liebes Veilchen!
Bis ihm dein Knöspgen sich entfaltete,
war er so lau, so angenehm und mild,
nun ist er wieder schneidend kalt,
und droht mit Frost und Schnee.
O Unschuld, hüte dich, der Schmeichler
wird,
wenn er dich täuschen wil, sein eigner Feind.

W.



Philosophische Unterhaltungen

Bd.: Zweiter Band

Jena 1790

Ph.sp. 904 y-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11361790-1

VD18 9061349